



VERANSTALTUNGEN ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS 2017

Plenarsitzung, Konzert und Ausstellung
im Landtag Rheinland-Pfalz

Heft 68
der Schriftenreihe des Landtags Rheinland-Pfalz
ISSN 1610-3432

IMPRESSUM

Herausgeber: Der Präsident des Landtags Rheinland-Pfalz
Verantwortlich: Hans-Peter Hexemer
Leiter Kommunikation und neue Medien
Platz der Mainzer Republik 1, 55116 Mainz
Redaktion: Elke Steinwand
Gestaltung: Petra Louis, Mainz
Titelbild: links: Bücherverbrennung 1933 in Neustadt
an der Weinstraße,
Stadtarchiv Neustadt an der Weinstraße
rechts oben: Torsten Silz
rechts unten: Andreas Linsenmann
Fotos: S. 5–41, Torsten Silz
S. 43–95, Andreas Linsenmann
Copyright: Landtag Rheinland-Pfalz 2017
Druck: johnen-druck GmbH & Co. KG, Bernkastel-Kues

Der Landtag im Internet: www.landtag.rlp.de

VERANSTALTUNGEN ZUM TAG DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS 2017

Plenarsitzung, Konzert und Ausstellung
im Landtag Rheinland-Pfalz

INHALTSVERZEICHNIS

PLENARSITZUNG DES LANDTAGS RHEINLAND-PFALZ AUS ANLASS DES TAGS DES GEDENKENS AN DIE OPFER DES NATIONALSOZIALISMUS AM 27. JANUAR 2017 IM INTERIMS-PLENARSAAL DES LANDTAGS	5
BEGRÜSSUNG UND ANSPRACHE Landtagspräsident Hendrik Hering	7
GEDENKANSPRACHE Lea Rosh Journalistin, Publizistin und Vorsitzende des Förderkreises Denkmal für die ermordeten Juden Europas e. V., Berlin	17
ANSPRACHE Dr. Volker Wissing Stellvertretender Ministerpräsident	35
GESPRÄCHSKONZERT GESTOHLENE MOMENTE DUO MIT DEM JAZZ-MUSIKER UND ZEITZEUGEN EMIL MANGELSDORFF UND DEM PIANISTEN THILO WAGNER AM 17. JANUAR 2017 IM INTERIMS-PLENARSAAL DES LANDTAGS	43
BEGRÜSSUNG Landtagspräsident Hendrik Hering	45
ZEITZEUGENBERICHT Emil Mangelsdorff Jazz-Musiker	49

AUSSTELLUNG VERBRANNT BÜCHER – VON DEN NAZIS VERFEMTE SCHRIFTSTELLER VOM 26. JANUAR BIS 24. FEBRUAR 2017 IM FOYER DES ABGEORNETENGEBAUDES	73
BEGRÜSSUNG Landtagspräsident Hendrik Hering	75
GRUSSWORT Ministerpräsidentin Malu Dreyer	79
EINFÜHRUNG Lea Rosh Journalistin, Publizistin und Vorsitzende des Förderkreises Denkmal für die ermordeten Juden Europas e. V., Berlin	85



PLENARSITZUNG

DES LANDTAGS RHEINLAND-PFALZ
AUS ANLASS DES TAGS
DES GEDENKENS AN DIE OPFER
DES NATIONALSOZIALISMUS

AM 27. JANUAR 2017
IM INTERIMS-PLENARSAAL
DES LANDTAGS



BEGRÜSSUNG UND ANSPRACHE

LANDTAGSPRÄSIDENT HENDRIK HERING

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr verehrte Frau Rosh, ich begrüße Sie zur Gedenksitzung am 27. Januar, dem Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus.

Ich begrüße die Abgeordneten des rheinland-pfälzischen Landtags, die Mitglieder der Regierung und freue mich, dass Sie, sehr geehrter Dr. Volker Wissing, als stellvertretender Ministerpräsident nachher das Wort an uns richten werden. Frau Ministerpräsidentin Malu Dreyer ist in ihrer Funktion als Präsidentin des Bundesrates heute bei der Gedenkveranstaltung in Berlin.

Ich freue mich, dass auch zahlreiche ehemalige Kolleginnen und Kollegen bei uns sind, darunter zwei ehemalige Ministerpräsidenten: Ich begrüße Rudolf Scharping – in seiner Amtszeit wurde in

Rheinland-Pfalz das erste Konzept zur Gedenkarbeit entwickelt – und Kurt Beck. In seiner Regierungszeit wurde die KZ-Gedenkstätte Osthofen ausgebaut und die KZ-Gedenkstätte Hinzert neu errichtet. Seien Sie uns willkommen!

Mein besonderer Gruß gilt dem Vorsitzenden des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Rheinland-Pfalz, Avadislav Avadiev, dem Mainzer Rabbiner Aharon Ran Vernikovsky und Stella Schindler-Siegreich. Es freut mich außerordentlich, dass der Mainzer Ehrenbürger Monsignore Klaus Mayer bei uns ist. Er hat uns 2010 als Zeitzeuge am Gedenktag bewegend von seinem Schicksal berichtet. Außerdem begrüße ich den Beauftragten für die Belange behinderter Menschen, Matthias Rösch. Vom Landesverband der Sinti und Roma sind Jacques Delfed und Django Reinhardt hier – willkommen! Es ist uns eine große Freude und Ehre, dass Sie alle, als Vertreter der Opfer, zu uns gekommen sind!

Ich begrüße die Vertreter der Kirchen: Herrn Dr. Thomas Posern und Herrn Oberkirchenrat Christoph Pistorius von der evangelischen Kirche und Ordinariatsdirektor Dieter Skala von der katholischen Kirche.

Außerdem ist der Präsident des Verfassungsgerichtshofs, Dr. Lars Brocker, bei uns – seien Sie uns willkommen!

Meine Damen und Herren, liebe Gäste, mein besonderer Gruß und Dank gilt aber den zahlreichen Ehrengästen auf der Tribüne. Sie alle sind auf vielfältige Weise in der Gedenkarbeit engagiert. Sie verlegen Stolpersteine, organisieren Ausstellungen, zeigen Filme, machen Stadtrundgänge oder programmieren Gedenk-Apps. Stellvertretend für die Ehrenamtlichen begrüße ich den Sprecher des Arbeitskreises der Gedenkstätten und Erinnerungsinitiativen in Rheinland-Pfalz, Dieter Burgard, der auch unser Bürgerbeauftragter ist. Für die Gedenkstätten des Landes begrüße ich Herrn Bernhard Kukatzki, den Direktor der Landeszentrale

für politische Bildung. Sie alle packen an, damit die Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus an die nächste Generation weitergetragen wird und nicht verblasst. Dafür möchte ich Ihnen im Namen des gesamten Parlaments recht herzlich danken!

Meine Damen und Herren, wir verdanken diesen Gedenktag Bundespräsident Roman Herzog, von dem wir am Dienstag in Berlin Abschied nehmen mussten. Im Eingangsbereich des Museums haben wir ein Kondolenzbuch ausgelegt, in das Sie sich gerne eintragen können. Roman Herzog hat damals, 1996, in seiner ersten Rede zum 27. Januar die Deutschen dazu aufgerufen – ich zitiere –, den Tag „als wirklichen Tag des Gedenkens, in einer nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit“ zu begehen, „auch der Alltagsarbeit eines Parlamentes“. Im rheinland-pfälzischen Landtag hat dieser Appell früh Widerhall gefunden. Seit 19 Jahren halten wir inne zur nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit.

In diesem Jahr ist der Landtag zum Gedenktag erstmals im Interimsquartier im Mainzer Landesmuseum zu Gast. Deshalb möchten wir mit unserem Gedenken und Nachdenken besonders an die Kunst- und Kulturschaffenden erinnern, die vom NS-Regime verfolgt wurden. Das kommt heute auch in der Musik zum Ausdruck: Wir hörten und hören Stücke von Paul Ben-Haim und Viktor Ullmann. Ben-Haim war Kapellmeister in Augsburg, er emigrierte 1933 nach Tel Aviv. Ullmann lebte in Prag, wurde ins Ghetto Theresienstadt verschleppt und 1944 in Auschwitz ermordet. Ich danke dem Pfälzer Duo Kuhn dafür, dass Sie für uns diese Musik zu Gehör bringen.

Meine Damen und Herren, im Gedenken an die Opfer wollen wir uns nun von den Plätzen erheben.

Wir gedenken der Juden Europas, wir denken an Nachbarinnen und Nachbarn, Schulkameraden, Kollegen, an Frauen, Männer und Kinder, die damals in die Konzentrationslager verschleppt



und ermordet wurden, weil ein pervertierter Staat beschlossen hatte, die Juden Europas zu vernichten.

Wir gedenken der Sinti und Roma, der Kranken und Behinderten, der homosexuellen Menschen und all derer, denen das Recht auf Leben abgesprochen wurde, die gequält und ermordet wurden.

Wir gedenken der Frauen und Männer, die widerstanden haben: an Menschen, die ihr Leben verloren, weil sie ihre politische Überzeugung, ihre Nächstenliebe oder ihren Glauben nicht aufgegeben haben.

Wir gedenken der Kriegsgefangenen und Deserteure, der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter und der ungezählten zivilen Opfer der nationalsozialistischen Diktatur in ganz Europa.

Ich danke Ihnen.

Meine Damen und Herren, sich der Erinnerung an die schlimmste Zeit der deutschen Geschichte zu stellen, fällt nicht leicht. Die Erinnerung an die millionenfachen Morde und Verfolgungen – sie

wühlt uns auf, sie erschüttert, sie schmerzt – und das, obwohl die Ereignisse von damals ein Menschenleben her sind.

In dieser nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit werden wir uns auch bewusst, wie zerbrechlich die Ordnung unserer Zivilisation ist: Demokratie, Freiheit, Solidarität mit den Schwachen, Frieden, Vertrauen und Zusammenhalt – es ist eine Illusion zu glauben, dieser Zivilisationsprozess sei unumkehrbar!

Mich persönlich macht es immer wieder fassungslos, mit welcher Geschwindigkeit das verbrecherische NS-Regime den Staat und das öffentliche Leben 1933 in seine Gewalt bringen konnte – auch das gesamte kulturelle Leben: Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, Musikerinnen und Musiker, Presse- und Theaterleute und Intellektuelle standen von heute auf morgen vor dem beruflichen Aus. Die Nazis warfen ihnen „Flechtheit“ und „Dekadenz“ vor, sogenannten „undeutschen Geist“, ihr Judentum, Modernität oder alles zusammen.

Da ist in Mainz der Direktor des Konservatoriums, Hans Gál, ein ungarischer Komponist. Einen Monat nach der Machtübertragung an die Nazis beginnt in der gleichgeschalteten „Mainzer Tageszeitung“ die Hetze gegen ihn. Sie schreibt in dicken Lettern: „Weg mit dem Juden Gál, die Mainzer Musikhochschule der Deutschen Kunst!“ Schon im April 1933 verliert er seinen Posten.

Da ist der Nackenheimer Carl Zuckmayer, ein gefeierter Film- und Theaterautor. Im Frühjahr 1933 verschwinden seine Stücke von den Bühnen. Er muss ins Exil gehen; erst nach Österreich, schließlich in die USA.

Da ist in Trier der Direktor der „Trierer Handwerker- und Kunstgewerbeschule für christliche Kunst“, Heinrich Dieckmann. 1934 wird er beurlaubt. Die Begründung: Sogenannte „jüdisch-marxistisch inspirierte geistige Zersetzung“ und „Verwässerung

des deutschen Kulturlebens“. Er hatte mit seiner Schule an der Weltausstellung in Chicago teilgenommen.

Da malt noch 1932 in Speyer der Expressionist Hans Purrmann den Ratssaal mit einem großen Wandgemälde aus. Das Motiv: Die Allegorie der Kunst und Wissenschaft – ausgerechnet! Das Bild übersteht die NS-Zeit nur mit einer List: zugenagelt und abgedeckt mit Hakenkreuzfahnen. Purrmanns Bilder gelten ab 1937 als „entartet“. Sie werden aus den Museen entfernt, wie zehntausende andere.

Da ist der Koblenzer Junge Daweli Reinhardt. 1938 wird er mit seiner Familie aus rassistischen Gründen zum ersten Mal deportiert. 1943 kommt er in das KZ Auschwitz-Birkenau. Der Elfjährige entwickelt Mut und Pfiffigkeit. Er organisiert Essen aus der Küche, besorgt Milch für die Kinder. Wendig wie er ist, wird er sogenannter „Lagerläufer“, der sich fast überall Zutritt verschafft. Nur einmal erwischen ihn die Schergen. Die Prügel dafür steckt er ebenso ein wie Entwürdigungen.

Meine Damen und Herren, die Manipulation der Köpfe der Menschen, das Beschneiden der Kreativität, das Monopol über die öffentliche Meinung, sie wurden zu Pfeilern der nationalsozialistischen Macht ausgebaut – aber aus all dem hatten die Nazis auch schon vor 1933 keinen Hehl gemacht! Auch Begriffe wie „undeutsch“, „entartet“ und „Zersetzung“ verwendeten sie schon vor 1933 – es sind Begriffe, die zeigen, dass die verbale Gewalt am Anfang der physischen Gewalt stand, am Anfang von Völkermord und Vernichtungskrieg.

Meine Damen und Herren, unser Alltag heute ist davon geprägt, dass wir in Rheinland-Pfalz auf 70 Jahre Demokratie, Freiheit, Solidarität mit den Schwachen, Frieden, Vertrauen und Zusammenhalt zurückblicken können. Darauf dürfen wir stolz sein! Es darf nicht sein, dass heute diese Demokratie in sozialen Netzwerken und anderswo geschichtsvergessen kaputtgeredet wird!



Die Schicksale von Gál, Zuckmayer, Dieckmann, Purrmann und Reinhardt mahnen uns in dieser nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit: Passen wir auf! Greifen wir ein und halten wir dagegen, sei es im Freundeskreis, auf der Arbeit oder in der Freizeit, wenn die Freiheit des Wortes, der Kreativität oder die Freiheit der Medien angegriffen oder eingeschränkt werden; wenn mit Worten gehetzt wird, wenn Minderheiten mit Worten zu Sündenböcken gestempelt werden, um sie für gesellschaftliche Entwicklungen in Haftung zu nehmen, wenn einfache Heilversprechen vorgeben, die Welt zu erklären, aber auch dann, wenn Worte aus dem Sprachgebrauch der Nationalsozialisten wieder zu hören sind – wenn Politiker als „Vaterlandsverräter“ und Journalisten als „Lügenpresse“ beschimpft werden – denn jeder, der sie verwendet, muss sich bewusst sein, dass er mit dieser Wortwahl nicht nur die Gegenwart meint, sondern auch die Vergangenheit heraufbeschwört.

Sorgen wir dafür, dass die Verrohung von Sprache nicht weiter um sich greift – auch nicht in der politischen Auseinandersetzung! Nie wieder dürfen Staat und Gesellschaft zulassen, dass



Menschen wegen ihrer Herkunft, ihrer Religion, ihrer politischen Einstellung, ihrer sexuellen Orientierung, wegen ihrer Andersartigkeit zum Feindbild einer schweigenden Mehrheit gemacht, verachtet, gedemütigt oder bedroht werden!

Meine Damen und Herren, Gál, Zuckmayer und Purrmann hatten Glück. Sie konnten rechtzeitig emigrieren. Aber keiner von ihnen kehrte später dauerhaft nach Deutschland zurück. Dieckmann ging in die innere Emigration. Daweli Reinhardt überlebte die Lager und auch die Todesmärsche kurz vor Kriegsende. Er wurde ein bekannter Jazz-Gitarrist. Er war auch mehrmals im Landtag zu hören.

Doch welch immenser kultureller Reichtum damals zerstört wurde, welche Lücken gerissen wurden und bis heute klaffen, ist nicht zu ermessen: Tausende Melodien – sie sind verstummt. Zigtausende verbrannte Bücher – sie fehlen bis heute in unseren Bibliotheken. Zehntausende vernichtete Gemälde – sie sind in unseren Museen nicht zu sehen. Millionen Gräber der gequälten und verfolgten Opfer – sie fehlen bis heute auf unseren Friedhöfen.

Meine Damen und Herren, unsere Gedenkrednerin in dieser nachdenklichen Stunde inmitten der Alltagsarbeit hat sich wie keine Zweite für Orte der Erinnerung in Deutschland eingesetzt. Das Denkmal für die ermordeten Juden Europas im Herzen Berlins ist ihr Lebenswerk. Sie hat mit ihrem Förderverein 17 Jahre dafür gekämpft – viele haben sie unterstützt, auch Roman Herzog. Ich begrüße Sie herzlich, die Journalistin und Publizistin Lea Rosh – willkommen im Landtag Rheinland-Pfalz!

Viele Menschen haben Sie, Frau Rosh, davor schon als Journalistin erlebt – als erste Frau, die das Politmagazin „Kennzeichen D“ moderierte, als Chefin des NDR-Landesfunkhauses in Hannover in den 1990er-Jahren – und als Autorin von Dokumentationen, allen voran die preisgekrönte Arbeit „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“ zusammen mit dem Historiker Eberhard Jaeckel.

Meine Damen und Herren, an gute und an schlechte Zeiten unserer Vergangenheit können und wollen wir uns erinnern. Die deutsche Erinnerungskultur, wie sie in den letzten Jahrzehnten in Deutschland gewachsen ist, wird von vielen Bürgerinnen und Bürgern im Land, aber auch von staatlichen Organisationen ge-

stützt und getragen. Und es sei klar und unmissverständlich gesagt: Diese gewachsene Erinnerungskultur ist ein Zeichen von Stärke und nicht von Schwäche!

Sie wird im Ausland als etwas wahrgenommen, das man sich zum Vorbild nimmt, wenn Länder nach Wegen suchen, mit einer dunklen Vergangenheit von Diktatur und Völkermord umzugehen, sei es in Ruanda oder in Südamerika. Wer die Bedeutung dieser Erinnerungskultur herabwürdigt, der tritt unsere Demokratie mit Füßen und verhöhnt die Opfer!

Allen, die glauben, dass man sich in Bezug auf die Bewertung des Holocaust zweifelhaft oder relativierend äußern kann, denen sage ich drei einfache Sätze: Der Holocaust war und bleibt eine Schande für Deutschland! Der Opfer zu gedenken und die Erinnerung an die Verbrechen wachzuhalten, ist unsere Verpflichtung! Totalitarismus zu bekämpfen, bleibt Aufgabe aller Demokraten jetzt und in der Zukunft!



GEDENKANSPRACHE

LEA ROSH
JOURNALISTIN, PUBLIZISTIN UND VORSITZENDE
DES FÖRDERKREISES DENKMAL FÜR DIE
ERMORDETEN JUDEN EUROPAS E. V., BERLIN

Was für eine wunderbare Musik!

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Hering, sehr geehrter Herr stellvertretender Ministerpräsident Wissing, verehrte Abgeordnete, meine Damen und Herren, verehrte Gäste!

Verehrter Herr Hering, ich danke Ihnen für diese Gedenkstunde. Das sage ich im Namen der Opfer. Vielen Dank.

Sieben Häftlingen gelingt der Ausbruch aus dem fiktiven rhein-hessischen Konzentrationslager „Westhofen“. Der Lagerleiter lässt sieben Kreuze für die Flüchtlinge errichten. Er lässt die Flie-

henden jagen. Sechs werden gefangen, hingerichtet. Dem siebten gelingt die Flucht ins Ausland. Das siebte Kreuz bleibt leer.

Dieses siebte Kreuz symbolisiert einerseits die Verletzbarkeit des NS-Systems durch die Solidarität der „anderen“ Deutschen, die aus unterschiedlichsten Motiven den Flüchtling nicht nur nicht verraten, sondern ihm Unterschlupf oder andere Hilfe gewährt haben. Andererseits wird durch die Flucht ins Exil keinerlei Perspektive der Überwindung des NS-Regimes, sondern lediglich die des Exils ins Ausland aufgezeigt.

„Westhofen“ heißt das Lager in dem Roman von Anna Seghers, und „Westhofen“ hat eine reale Vorlage. Nur wenige Kilometer von „Westhofen“ entfernt hatten die Nazis schon im Frühjahr 1933 in Osthofen eines ihrer ganz frühen Konzentrationslager eingerichtet. Heute ist es die wichtigste KZ-Gedenkstätte in Rheinland-Pfalz. Das fiktive Schicksal des Georg Heisler in dem Roman „Das siebte Kreuz“ – die Flucht – ist ja auch der Lebensweg der berühmten Tochter Ihres Landes, der Schriftstellerin Anna Seghers.

Sie war 1900 in Mainz geboren. Sie war Jüdin und Kommunistin. Sie hatte also keine Möglichkeit, in Deutschland zu überleben. Sie floh 1933 aus Deutschland und lebte fortan mit ihrem Mann und den beiden Kindern im Exil, in Frankreich, in Mexiko. Seghers lebte das Exil, nicht die Hoffnung auf eine Überwindung des NS-Regimes.

Ihre Mutter war 1942 in das Lager Piaski bei Lublin in Polen deportiert und dort ermordet worden. So, wie 468 Jüdinnen und Juden, die am helllichten Tag, am 20. März 1942, aus ihren Mainzer Wohnungen abgeholt und auf Lastwagen zum Güterbahnhof gebracht wurden. Am 27. September 1942 folgten weitere 453 Mainzer Jüdinnen und Juden, am 30. September noch einmal 178. Das jüdische Krankenhaus wurde komplett geräumt, samt Ärzten und Pflegepersonal. Ein Sonderzug der Reichsbahn fuhr

sie in das Lager Piaski bei Lublin, wo Anna Seghers' Mutter bereits ermordet worden war, auch nach Theresienstadt oder direkt in ein Vernichtungslager. Viele, die von ihrer bevorstehenden Deportation erfahren hatten, begingen Selbstmord.

Am 10. Februar 1943 wurden noch einmal 53 Mainzer Juden deportiert. Beim Einmarsch der Amerikaner lebten noch etwa 60 Juden in Mainz – entweder mit Nichtjuden verheiratet oder in Verstecken. 60 von 1.152 Jüdinnen und Juden. Damit war auch Mainz sozusagen „judenfrei“. Von einem Beistand der Bevölkerung, von Widerstand, von Hilfe für die Bedrängten, die Wehrlosen, ist gar nichts bekannt.

Auch in Mannheim, einst das Zentrum des badischen Liberalismus, ist die Abschiebung der Juden, wie in allen Orten Badens und der Pfalz, reibungslos und ohne Zwischenfälle abgewickelt worden. Ich zitiere aus einem Polizeibericht: „Der Vorgang der Aktion selbst wurde von der Bevölkerung kaum wahrgenommen.“ Ein Nachsatz, der einen frieren lässt: „Beistand für die Verfolgten war selten.“ So war das, in Deutschland, überall. Warum? Warum kein Widerstand? Warum keine Hilfe?

Aufschluss gab mir ein Dorf, Buttenhausen in Baden-Württemberg, im Schwäbischen. Der Ort war einst zur Hälfte jüdisch, zur Hälfte christlich. Mitten durch das Dorf ging eine Straße, die die beiden Teile trennte. Rechts davon die kleine steinerne Synagoge, links davon die Kirche. Die Einwohner waren gute Nachbarn, seit mehr als dreihundert Jahren. Man heiratete nicht untereinander, die Christen verkehrten aber mit den Juden und umgekehrt. Das änderte sich, schleichend, ab 1933. Da gingen schon einige Christen lieber auf die Straßenseite hinüber, auf der die Juden gerade nicht entlangliefen. Die jüdischen Einwohner wurden nach und nach deportiert. 1943, davon zeugt der Grabstein auf dem kleinen jüdischen Friedhof, nahm sich ein altes jüdisches Ehepaar vor der Deportation das Leben. Sie waren die letzten der einst blühenden jüdischen Gemeinde von Buttenhausen.

Ein Bauer, eingehiratet in das Dorf – ein „Reingeschmecker“ also –, hatte Fotos und Dokumente der Juden von Buttenhausen auf Dachböden entdeckt, hatte ihre Geschichte aufgeschrieben und dann, heftigen Widerstand auch von seiner Ehefrau überwindend, in dem kleinen Schloss von Buttenhausen ausgestellt. Zu der Ausstellung und einem Treffen danach mit Bewohnern von Buttenhausen waren auch drei Amerikanerinnen und ein Amerikaner eingeladen. Eine Frau, die Jüdin, hatte wohlweislich zwei Nichten aus Amerika zu ihrem seelischen Schutz mitgebracht. Der Jude aus Buttenhausen, der auch rechtzeitig nach Amerika ins Exil geflohen war, war mit dabei. Ich hatte mich mit dem Bauern darauf verständigt – ich hatte ein Kamerateam dabei –, dass ich bei diesem Treffen dabei sein durfte.

Das Treffen mit den alten Dorfbewohnern verlief zunächst harmnisch, fast herzlich. Austausch von Erinnerungen: Weißt du noch? Ja, weißt du noch? – Ja, sie wussten noch. Bis die Rede auf das Haus der aus Amerika angereisten Jüdin kam, in dem nun eine alte Frau aus Buttenhausen immer noch wohnte, die bei diesem Treffen dabei war. Was sie eigentlich für das Haus bezahlt hatte, wollte ich wissen. Natürlich kam heraus: fast nichts.

Ich fragte dann aber weiter, wie sich denn die Menschen von Buttenhausen von ihren jüdischen Nachbarn verabschiedet hätten, als diese in die Busse steigen mussten. Ich hoffte, so schöne Geschichten zu hören, wie ich sie in Belgien gehört hatte oder in Italien, in Norwegen, in Bulgarien. Nein, hier, das erzählte nun die Jüdin, und ihr liefen dabei die Tränen über die Wangen, hätten die Nachbarn nur nach dem Mobiliar und dem Silber gefragt. „Ne wahr, Simone, dös brauchst doch eh nit mehr.“ In der Tat, Simone und die anderen Juden brauchten ihr Silber, ihre Betten, ihre Sofas, ihre Sessel wirklich nicht mehr. Der Bauer hakte noch einmal nach: „Weschhalb brauchte sie das nit mehr?“ Die alte Dorfbewohnerin: „Na, weil sie doch eh verschossen würde!“ Der Bauer ein bisschen fassungslos: „Ja, dös habe Sie gwuscht?“ „Ja, freili, dös habe mir gwuscht.“ Stille in der Runde. Die Jüdin



zerdrückt ihr Taschentuch in den Händen, greift den Arm ihrer Nichte.

Aber dann ging es erst richtig los: Von ihrem mutigen Eintreten für die körperlich und geistig Behinderten, die nahe Buttenhausen, in der Euthanasieanstalt Grafeneck, einem wunderschönen kleinen ockergelben Schloss, hoch gelegen, nur sechs Kilometer entfernt, vergast und verbrannt wurden, davon erzählten sie nun mit Leidenschaft. Sie zogen aus ihren Handtaschen, gut vorbereitet, die Protestbriefe hervor, die sie geschrieben hatten, als sie gewahr wurden, dass ihre Angehörigen in Grafeneck eben nicht an einer Lungenentzündung oder Ähnlichem „verstorben“ waren, wie man ihnen vorgelogen hatte. Sie lasen die Briefe vor. Diese Protestbriefe waren drohend, unverschämt und deutlich. Ich lobte sie sehr für diese Briefe. Dann fragte ich sie: „Weshalb haben Sie nicht solche Briefe geschrieben, als Ihre jüdischen Nachbarn abgeholt wurden, mit denen sie doch in Buttenhausen dreihundert Jahre lang zusammen gewohnt und gelebt haben, in Frieden, in Eintracht? Warum also nicht auch für sie?“ Und wie aus der Pistole geschossen kam die Antwort: „Die Juden, das sind doch die Anderen.“

Ich habe seit Jahrzehnten über Verfolgung und Rettung von Juden, über den Mord an den europäischen Juden, über Kollaboration in den europäischen Ländern und über die Verweigerung der Zusammenarbeit mit den Nazis gearbeitet und geforscht. Aber diese Szene, dieser Satz in Buttenhausen hat mir die Augen geöffnet, durch diesen Satz habe ich endlich begriffen, weshalb in Deutschland so wenig Protest, so wenig Hilfe für die Bedrängten gewesen war: „Die Juden, das sind doch die Anderen“.

Also die Andersgläubigen. Dreihundert Jahre Nachbarschaft hin oder her, sie waren eben nicht das eigene Fleisch und Blut. In den Ländern – es waren sieben Länder, in denen viele Bedrängte versteckt, gerettet wurden –, waren die Juden eben nicht „die Anderen“, sondern „die Eigenen“: in Belgien, Bulgarien, Dänemark, Finnland, Frankreich (trotz Petain und Laval), Italien, Norwegen. Dort waren die Juden für die Bevölkerung eben „unsere Juden, die wir uns nicht wegnehmen lassen“. Ich habe einen solchen Satz in Deutschland nie gehört. In Österreich auch nicht, aber dort kenne ich mich nicht ganz so gut aus.

Warum gab es bei uns in Deutschland so wenig Hilfe, so wenig Solidarität mit den Juden? Das macht die Hilfe derer, die in Deutschland Juden versteckt haben, gewiss nicht klein. Und die, die geholfen haben, sind wirklich Heldinnen und Helden. Denn die Hilfe war immer mit dem Risiko für das eigene Leben und das der eigenen Familie verbunden. Aber wie und warum sind in Italien unter den Augen der deutschen Besatzer 26.000 Juden den Deutschen entkommen? In Dänemark, auch von Deutschland besetzt, mit Hilfe von Deutschen, in einer Rettungsaktion der dänischen Bevölkerung mehr als 7.000? In Frankreich – ich sage nochmals: trotz Petain und Laval – 250.000, in Belgien 25.000, in Norwegen die Hälfte der dortigen Judenheit, in Bulgarien durch die Hilfe der Bevölkerung und der orthodoxen bulgarischen Kirche die gesamte jüdische Bevölkerung: 48.000 Menschen, ebenso die in Finnland, obwohl mit Hitler alliiert.

In Bulgarien war es so, dass die Vertreter der orthodoxen bulgarischen Kirche zu den Juden, die schon auf den Bahnhöfen, wo die Züge präpariert waren, gestanden und auf ihre Deportation gewartet haben, hingegangen sind und gesagt haben: „Wir gehen mit euch, in vollem Ornat. Wir gehen mit euch in das Vernichtungslager Treblinka. Wir werden aber vorher protestieren, und wir wissen, die Kirche ist eine starke Macht.“ Daraufhin wurden die Juden eben nicht deportiert. So kann Hilfe eben auch sein.

Bei uns, in Deutschland, waren es 5.000, in Österreich 2.000! Und das bei einer Jahrhunderte währenden Anwesenheit und Zugehörigkeit.

Hannah Arendt, diese kluge und rigorose Frau, schrieb dazu: „Wenn die Deutschen, als ihre jüdischen Nachbarn abgeholt wurden, die Tür aufgemacht und gefragt hätten, wohin sie ihre Nachbarn bringen, und wenn sie gar angedroht hätten, diese zu begleiten, um zu sehen, wohin sie gebracht würden, dann“, sagt Hannah Arendt, „wäre unsere Geschichte und die unserer Jüdinnen und Juden nicht so entsetzlich, nicht so tödlich verlaufen.“ Ich bin ganz überzeugt, dass Hannah Arendt recht hatte mit dem, was sie schrieb. Aber bei uns waren die Juden eben „die Anderen“. Und das über Jahrhunderte hinweg. Luthers Antisemitismus und sein „Zündet ihnen ihre Synagogen an“ hatte bei uns eben einen langen, tief sitzenden Nachhall.

Hitler und seine Mordgesellen haben immer genau registriert, wie die Reaktionen auf ihre Verbrechen waren. Haben die Deutschen reagiert? Wenn ja, worauf und wie? Als der Bischof von Münster, Clemens August Graf von Galen, im Juli und August 1941 offen gegen die „Vernichtung unwerten Lebens“, also gegen die Euthanasie, predigte, führte das wenigstens vorübergehend zu einer Einstellung dieses Mordprogramms. Aber das war die Ausnahme. Die Schandtaten der Nazis konnten alles in allem ohne nennenswerten Widerstand verübt werden. Um nur einige wenige Eckdaten aufzuzählen: 1933: Verhaftung und Ermordung

der Kommunisten – zuerst die Kommunisten –, der schreckliche Köpenicker Blutsonntag. Dann: Verfolgung, Verhaftung von Sozialdemokraten. Zerschlagung der Gewerkschaften als mögliche Widerstandsorganisation. 1933: Boykott der jüdischen Geschäfte. 1935: Erlass der Rassegesetze. 1938: Pogromnacht, Verbrennung und Plünderung der Synagogen, offene Ermordung von Jüdinnen und Juden. Ab 1939: Vertreibung der Juden aus ihren Wohnungen. 18. Oktober 1941: Beginn der systematischen Deportationen aus dem „Altreich“. Der Zug verließ Berlin in Richtung Lodz. Das Ziel war das Ghetto Lodz.

In diesem ersten Transport, der Berlin in Richtung Lodz verließ, waren fast tausend Jüdinnen und Juden. Und immer, wenn Nachschub kam, „neues Menschenmaterial“, wurde das Ghetto „geräumt“. „Das Ghetto räumen“ hieß: die Menschen aus ihren Häusern hinaustreiben auf die Straßen. Wer sich versteckt hatte, unter den Stiegen hervorzerren, auch diese dann hinaustreiben auf die Straßen, erschlagen, erschießen. Was sich im Osten Europas, in Polen seit 1939, in der Sowjetunion seit Juni 1941, abgespielt hatte, waren Mordorgien. Mordorgien, wie Richter Musmanno, um Fassung ringend, bei seiner Urteilsbegründung im Nürnberger Einsatzgruppenprozess 1947/48 gesagt hatte: Dantes Inferno hatte nicht schlimmer sein können als das, was sich in den Ghettos, bei der Räumung der Ghettos und an den Erschießungsgruben in der Sowjetunion abgespielt hatte. 800.000 Menschen kamen in den Ghettos ums Leben. 1.300.000 waren unter freiem Himmel, an den Erschießungsgruben, mit Äxten erschlagen worden oder durch Erschießungen umgekommen.

Im Wald von Rumbula, bei Riga, waren es 30.000 Menschen, die an zwei Tagen, in zwei Erschießungsaktionen, ermordet wurden. Viele mussten im Freien, bei bis zu minus 18 Grad, eine Woche auf ihre Erschießung warten. Männer, Frauen, Greise, Kinder. Mir wurde berichtet, dass das Haar von Müttern, die ihr Kind auf dem Arm zur Erschießungsgrube tragen mussten, auf dem Weg dorthin schlohweiß wurde. Bei Kiew, in der Schlucht von Babi Jar,



wurden mehr als 32.000 Menschen erschossen. Die Erde in den Gruben, in die die Ärmsten hinabgestoßen wurden, bebte noch eine Zeit lang. Denn die, auf die mit Kugeln geschossen wurden, waren nicht alle gleich tot. Sie lebten noch, sie atmeten noch, sie versuchten, wieder aus der Grube herauszuklettern, bis sie von anderen auf sie fallenden Leibern endgültig zugedeckt und erstickt wurden. Oder bis sie, wenn sie immer noch stöhnten, von deutschen SS-Männern oder deutschen Wehrmachtssoldaten, die alle mitgemacht haben und die in die Grube hinabgestiegen waren, mit gezielten Pistolenschüssen erschossen wurden. Bis sie eben nicht mehr stöhnten, in der Grube von Babi Jar.

So etwas hatte es in der Menschheitsgeschichte bis dahin nicht gegeben. Es gab kein Vorbild für den Umfang und die Ausführung eines solchen Mordprogramms. Der Mord an den sechs Millionen Jüdinnen und Juden ist einzigartig in der Menschheitsgeschichte. Einzigartig in mehrfacher Hinsicht: Der Mord widerfuhr nicht nur der Bevölkerung des eigenen Herrschaftsbereichs, sondern es war ein Mord vor allem an Ausländern, überwiegend an osteuropäischen Juden: an polnischen, russischen, rumänischen, ungarischen Juden.



Zwei bis drei Prozent aller Opfer waren deutsche Jüdinnen und Juden. Das heißt: 97 bis 98 Prozent waren nichtdeutsche Juden, sie kamen aus 17 europäischen Ländern. Noch nie zuvor hatte ein Herrscher beschlossen, eine bestimmte Minderheit aus so vielen Ländern, von Nord bis Süd, von West bis Ost, zusammenzutreiben, ausschließlich um sie zu ermorden. Und zwar nicht in seinem eigenen Herrschaftsgebiet, sondern in Ländern, die er erst erobern und besetzen musste: in Westeuropa, in Osteuropa. Dort vor allem die Sowjetunion und Polen. In Polen wurden dafür eigens Vernichtungsstationen errichtet.

Der Mord an den Juden Europas ist auch deshalb so einzigartig in der Geschichte, weil viele Opfer Hunderte von Kilometern bis zu ihren Mordstationen zurücklegen mussten. Die Juden sind nicht, wie aus der Geschichte bekannt, Pogromen zum Opfer gefallen, also Mord an Ort und Stelle, von einer aufgebracht Menschenmenge. Die Juden Europas wurden auf Befehl einer fremden Regierung zusammengetrieben und dann zu den Orten ihrer Vernichtung spediert – wie jemand sagte –, dort mit Kohlenmonoxid und Zyklon B erstickt und dann verbrannt. Die Flammen und der Rauch stiegen hoch über die Baumwipfel. Und

es roch nach verbranntem Menschenfleisch, so wurde mir erzählt, sodass man in der Nähe von Treblinka zum Beispiel beim Abendessen die Fenster schließen musste.

Es gab in Polen sechs solcher Stationen, nicht Lager, sondern Vernichtungsstationen; denn hier wurde auch gar nicht gelagert. Vier reine Vernichtungsstationen, wie Raul Hilberg sie in seinem Standardwerk „The Destruction of the European Jews“ nannte: Chelmno, Belzec, Sobibor, Treblinka. Hier wurde nicht „gelagert“, sondern vernichtet, Leben ausgelöscht. Das hieß: ankommen morgens um 8, vergast um 10, verbrannt um 12. Kein Entkommen. Baracken gab es nur für die Mörder und ihre Helfer, nicht für die Opfer. In dem Mischlager Lublin-Majdanek, vormals ein Lager für die russischen Kriegsgefangenen, gab es sogenannte Wohnbaracken, aber die Chance, zu überleben, war dennoch sehr gering. Etwas größer war sie in dem Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz, weil die Häftlinge dort für die deutsche Rüstungsindustrie zur Gewinnung von Benzin und Gummi schufteten mussten. Allerdings zu so schrecklichen Bedingungen, dass sie durch Arbeit vernichtet wurden. So hieß auch das Programm: „Vernichtung durch Arbeit“. Das bedeutete, dass die Häftlinge immer weniger, immer weniger und noch weniger Nahrung bekamen, bis sie, bei schwerster Arbeit, so abgemagert waren, dass es sich nicht länger lohnte, sie leben zu lassen. Dann wurden sie vergast.

Einzigartig aber war der Mord an den europäischen Juden auch deshalb, weil Juden keine Chance hatten, ihrer Ermordung zu entgehen. Sie sollten alle restlos getötet werden. Alle. Frauen, Männer, Greise, Kinder, Babys.

Dafür ein Beispiel aus Westerbork, dem Sammel- und Durchgangslager für die Juden aus den Niederlanden: Eines Tages kam ein Transport mit einer Wöchnerin. Sie hatte eine Frühgeburt in einem anderen Lager gehabt. Das Baby war in Decken gewickelt. Es war ganz klein, wog nur dreieinhalb Pfund. Es wurde ins Kran-

kenhaus gebracht, und der Lagerleiter – er hieß Gemmeker – hatte sich persönlich darum bemüht, einen Brutkasten aus einem anderen Krankenhaus zu bekommen. Das Kind wurde nun in den Brutkasten gelegt, und ein Kinderarzt wurde aus Amsterdam geholt, der anordnete, bei der Nahrung jeweils einen Tropfen des besten Cognacs hinzuzugeben. Es war die Marke Hennessy. Als das Baby fünf Pfund wog, hat man es aus dem Brutkasten genommen. Als es sechs Pfund wog, ist es „auf Transport“ gekommen. Zum „Arbeitseinsatz“, wie es hieß.

Und noch eine Geschichte, die zeigt, wie hoffnungslos die Lage der Juden war. Rhodos, 1944. 23. Juli, also nach dem Attentat auf Hitler. 1.674 Jüdinnen und Juden waren festgenommen und zum Hafen gebracht worden. Das Schiff nahm Kurs, Schiff und Bahn legten mehr als 1.500 Kilometer bis nach Auschwitz zurück. Ein Jude hatte fliehen können. Die Insel war damals wild und unwegsam. Die Deutschen, die die Insel besetzt hatten, suchten die ganze Insel ab, um diesen einen entkommenen Juden zu finden. Einen von 1.674. Sie fanden ihn schließlich. Auf einem Berg, in einer Scheune, unter Stroh versteckt. Sie zerrten ihn hervor, stellten ihn an die Scheunenwand und erschossen ihn. Juli 1944, nach dem Attentat, wo doch schon lange klar war, dass dieser verbrecherische Angriffskrieg nicht mehr zu gewinnen war. Aber es durfte eben kein Jude überleben. Nicht einmal auf Rhodos, dieser abgelegenen Insel.

Warum dieser Fanatismus? Wir haben bis heute keine schlüssige Antwort darauf. Es war Hitlers Wahnidee, zum ersten Mal 1919, dann 1923 und 1926 in „Mein Kampf“ niedergeschrieben. Und dann immer und immer und immer wiederholt. Und seine Führungsclique, die Hitleristen, setzten diese Wahnidee fanatisch und effizient in die Tat um. Wir wissen: Nicht einmal Eichmann sagte von sich, dass er die Juden besonders gehasst hätte.

Aber die Deutschen haben es nicht allein fertiggebracht, sechs Millionen Menschen in die Tötungsstationen zu transportieren



und sie dort zu ersticken und zu verbrennen. Die Tat war eine deutsche, kein Zweifel. Aber die Hitleristen hatten Helfer und Helfershelfer.

Die Gründe für die Kollaboration waren vielfältig: Zunächst einmal natürlich Antisemitismus. Ein Rabbiner in Rumänien sagte mir: Die Rumänen hatten den Antisemitismus schon immer ganz locker in der Tasche. Sie konnten ihn sofort, wenn es denn passete, hervorholen. – Was wohl auch weitgehend auf viele Ungarn zutraf. Der zweite Grund war: Nichtwissen und Täuschung. Täuschung nicht nur der Opfer, sondern auch vieler Täter. Wenn das ganze Ausmaß dieses gigantischen grausamen Mordprogramms allen Tätern und Mittätern klar gewesen wäre, wäre zu hoffen, hätten sich vielleicht, möglicherweise, mehr Täter verweigert.

Und drittens: Es gab Willfährigkeit und Gehorsam, vorauseilenden Gehorsam den deutschen Machthabern gegenüber. Besser, man macht rechtzeitig mit. Man wusste ja nicht, dass Hitler möglichst alle Juden töten wollte. Da wollte man doch nicht abseits stehen, sondern zuvorkommend kollaborierend die Hand reichen, auch, um bei der Verteilung der Beute rechtzeitig dabei zu sein.

Und das funktionierte nicht nur in Buttenhausen, sondern auch zum Beispiel in Amsterdam. Eine Jüdin erzählte mir von der Verhaftung und Abholung ihrer Mutter. Sie wollte die Mutter in den Bus, der vor der Tür stand, begleiten. Die Mutter beschwor die Tochter, das nicht zu tun. Der Bus fuhr los, die Mutter war weg, die Tochter ging weinend die Treppen zu ihrer Wohnung hoch. Im ersten Stock öffneten die Nachbarn die Tür: Ob sie jetzt wohl die Möbel der Mutter holen könnten? Die Tochter brauche doch so viele Sessel und das Sofa nicht mehr. Nicht Deutschland, Amsterdam!

Gibt es keine tröstlichen Geschichten? Doch. In Belgien habe ich eine Frau getroffen, jetzt Ehefrau eines berühmten reichen Anwalts, damals, 1941, jung, blond, nichtsahnend. Sie war Lehrerin. Und endlich fiel ihr auf, dass immer mehr jüdische Kinder im Unterricht fehlten. Sie fragte die Schüler. Und die sagten: „Ja, wissen Sie nicht, dass die von den Deutschen abgeholt und verschleppt werden?“

Nun wusste sie es. Und schloss sich einer kommunistischen Untergrundorganisation an, deren Ziel es war, so viele jüdische Kinder wie möglich zu kidnappen. Ja, richtig, zu kidnappen. Auf der Straße, auf dem Schulhof, im Kindergarten, beim Spielen, wo auch immer. Auch beim Laufen, auf der Straße. Die Eltern wurden benachrichtigt, durften alle vier Wochen für ihre Kinder einen mit Bleistift beschriebenen Zeitungsfetzen übergeben, damit der Helfer diesen bei einer möglichen Festnahme in der Not herunterschlucken konnte. Die Lehrerin erzählte mir, es hätten sich erschütternde Szenen abgespielt. Die Eltern beschworen sie: „Geben Sie mir mein Kind zurück!“ – „Ja“, sagte sie, „wenn die Deutschen weg sind, am Ende dieses Krieges.“

Aber viele Eltern sahen ihre Kinder nie wieder. Sie waren von den Deutschen deportiert und ermordet worden. Aber dreitausend jüdische Kinder wurden auf diese Weise in Belgien vor den Deutschen und ihrem sicheren Tod gerettet.

Eines dieser geretteten Kinder habe ich sprechen können. Das Kind war inzwischen ein großer, stattlicher, erfolgreicher Geschäftsmann. Und dieser große stattliche Mann brach, als er von dem Kloster erzählte, in dem er versteckt war – es waren 86 Klöster, die jüdische Kinder versteckt hatten – mit falschem, natürlich nicht mit seinem jüdischen Vornamen, seine Eltern nie wiedersehend, dieser große stattliche Mann brach, als er es mir erzählte, in Tränen aus. Er hat überlebt, ja. Aber das Gefühl und die Angst, entdeckt zu werden, alleingelassen zu sein, seine Eltern nicht sehen zu können, dieses Gefühl des Alleinseins hat ihn nie verlassen.

Was erzählt uns das Denkmal für die ermordeten Juden Europas in Berlin? Es erzählt uns, dass der 27. Januar – dieser Tag heute – nie wieder ein Tag sein wird wie jeder andere Tag. Es ist ein unvergleichlicher Tag. In Israel wird an diesem Tag für eine Weile der Atem angehalten.

Auch wir müssten den Atem anhalten. Denn die Bilder, derer die entsetzten sowjetischen Soldaten gewahr wurden, als sie das Vernichtungslager Auschwitz erreichten, die hatten Menschen zuvor noch nie gesehen. Es war ein Abgrund. Es war die Hölle. Leichen. Verhungerte. Erschossene. Verbrannte. Erdrosselte. Die, die noch lebten, waren menschliche Wracks, zu Skeletten abgemagert, unfähig, sich ohne fremde Hilfe zu bewegen. Auschwitz. Synonym für industrielle Vernichtung von Menschen, Tötung in Gaskammern, Verbrennungsöfen, Krematorien.

Wir, die Bürgerinitiative Förderkreis Denkmal für die ermordeten Juden Europas, haben ihnen, mitten in der Hauptstadt, ein Denkmal gesetzt: das Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Es war die Initiative von Bürgern, der sich der Staat hernach angenommen hat. Aus unserer Initiative wurde ein Parlamentsbeschluss, mit einer guten, einer Zweidrittelmehrheit, wofür wir sehr dankbar waren.



Wir wollten drei Dinge: Wir wollten an die Tat erinnern. Das durfte nicht vergessen werden über dem Jubel der Vereinigung der beiden Deutschlands. Wir wollten zweitens die Opfer ehren, und wir wollten ihnen drittens ihre Namen zurückgeben. All das erfüllt das Denkmal. Das – das muss man auch begreifen – hat es noch nie und nirgends gegeben, dass ein Land, eine Regierung und die Bevölkerung, seines eigenen größten Menschheitsverbrechens gedenkt und die Opfer ehrt, mitten in der Hauptstadt.

Ein Freund schrieb mir nach der Eröffnung des Denkmals: „Es passiert eben doch etwas, woran niemand gedacht hatte und was wenige zu hoffen wagten. Es gibt nun einen Ort, wo alle die, die kein anderes Grab fanden als eins in den Lüften, ihre Stele, etwas Irdisches haben, endlich angekommen dort, wohin wir Menschen alle am Ende gehören: auf und in die Erde.“

Wer es annimmt, für den ist das Stelenfeld ein Friedhof. Ein Friedhof für die sechs Millionen. Und natürlich ist es eine Mahnung. An uns, an die Welt: **Nie wieder.**

Nie wieder das Menschenrecht so verletzen lassen.

Nie wieder den Nachbarn alleinlassen.

Nie wieder wegsehen.

Nie wieder Hass gegen irgendwelche Minderheiten dulden.

Sich immer vorstellen, man ist auf der Seite der Verlierer, nicht der Gewinner.

Aufstehen, widerstehen, kämpfen. Nie mehr Exil.

Dann wird es ganz selbstverständlich, mit den Juden am 27. Januar zu sagen: Nie wieder. Nie wieder.

Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.



ANSPRACHE

DR. VOLKER WISSING
STELLVERTRETENDER MINISTERPRÄSIDENT

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident Hering, meine Damen und Herren Kolleginnen und Kollegen des rheinland-pfälzischen Landtags, liebe Kolleginnen und Kollegen der rheinland-pfälzischen Landesregierung, meine Damen und Herren Mitglieder des konsularischen Korps, verehrte Repräsentantinnen und Repräsentanten der zur Zeit des Nationalsozialismus verfolgten Menschen, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Sehr geehrte, verehrte Frau Rosh, ich danke Ihnen für Ihre eindrücklichen Worte. Ich kann für uns alle hier im Raum sagen: Sie haben uns tief, tief bewegt. Einer Ihrer Sätze hat mich besonders ins Mark getroffen: „Von einem Beistand der Bevölkerung, von Hilfe für die Bedrängten und Wehrlosen ist nichts bekannt.“

Neben den unmenschlichen Taten, den Verbrechen gegen die Menschheit, ist es das Fehlen jeglicher Herzenswärme und Mitmenschlichkeit der Bürgerinnen und Bürger, die uns sprachlos macht. Kein Mensch, der dies heute gehört hat, kann mehr fragen, warum es diesen Gedenktag gibt und warum es ein Mahnmal im Herzen unserer Hauptstadt gibt.

Gestatten Sie mir, liebe Frau Rosh, Ihnen einen weiteren Dank auszusprechen: für Ihre Hartnäckigkeit. Und für Ihr Engagement, mit dem Sie Ihr Thema, Ihr Lebensthema verfolgen.

Dass es das Denkmal für die ermordeten Juden Europas gibt, ist auch Ihrer Hartnäckigkeit und Ihrem Engagement zu verdanken. Sie formulierten damals den Anspruch: Unser Land muss ein „riesiges, unübersehbares Mahnmal“ für die ermordeten Jüdinnen und Juden bekommen. Das Stelenfeld mitten im Herzen Berlins ist dieses unübersehbare Mahnmal geworden.

Ich muss gestehen, ich fühle mich diesem Denkmal besonders verbunden. Ich war 2005 bei der Einweihung dabei, und ich höre oft den Gesang des Kantors, der tief in die Herzen der Anwesenden eingedrungen ist. Das Stelenfeld liegt direkt gegenüber der Vertretung unseres Landes Rheinland-Pfalz. Aus den Sitzungsräumen in der Landesvertretung geht unser Blick direkt auf das Mahnmal – umrahmt von Tiergarten, Reichstagskuppel, Amerikanischer Botschaft und dem tosenden Verkehr der geschäftigen Großstadt. Es ist dieser Blick auf das Denkmal und die Geschichte, auf die es verweist, und seine Eingebundenheit in die Umgebung, der uns jedes Mal wieder gefangen nimmt.

Wenn ich dort – in der Landesvertretung, im Angesicht des Denkmals – Gäste zu politischen Gesprächen treffe, dann mache ich die immer gleiche, immer berührende Erfahrung: Da ist ein Innehalten. Ein Besinnen. Ein Nachdenken. Bei allen Gesprächspartnern. Das zeigt, wie wichtig dieses Denkmal für uns heute ist.

Wir erinnern uns noch gut: Der Streit um das Denkmal wurde seinerzeit erbittert geführt. Sie, sehr geehrte Frau Rosh, mussten persönlich darunter leiden und mussten Anfeindungen hinnehmen. Bis heute erstaunt mich die Schärfe, die die Auseinandersetzung über das Mahnmal teilweise erreicht hatte. Viele Argumente waren vorgeschoben und erscheinen heute im Rückblick geradezu nichtig und klein. Was damals – und auch leider heute immer wieder – eine Rolle gespielt hat, war das Thema selbst, das manche und mancher – vielleicht unbewusst – loswerden wollte. Aber das Thema – der Nationalsozialismus und die unzähligen Opfer, die er gekostet hat –, dieses Thema dürfen und wollen wir nicht loswerden. Im Gegenteil: Wir wollen erinnern, wir wollen aus der Erinnerung lernen. Es ist gut, dass es diesen Gedenktag gibt. Wir verbringen ganz bewusst Stunden des Erinnerns miteinander.

Wenn wir uns die Zahl der Opfer vergegenwärtigen, fehlen uns die Worte. Die Zahlen sind abstrakt unfassbar. Wenn wir uns auf das Leid der einzelnen Opfer einlassen, wird das Ausmaß der Schuld noch größer. Deshalb ist es wichtig, dass wir uns an die Kinder erinnern, die man aus den Armen ihrer Mutter gerissen hat, um ihnen ihr Leben zu nehmen. Und an diejenigen, deren Eltern und Großeltern sinnlos getötet wurden. An die Kranken, die statt gepflegt heimtückisch ermordet wurden. Es ist wichtig, dass wir uns an all die Menschen erinnern, denen man ihre Würde genommen hat, die man ihrer Heimat entrissen und die man voneinander getrennt hat, um sie zu vernichten. In jedem Einzelnen von ihnen waren Liebe, Sehnsucht und Träume. Sie waren wertvoll, jeder auf seine Art. Sie wurden in Gruppen eingeteilt, ausgegrenzt, verachtet und vernichtet. Daraus folgen für uns die Verantwortung und der Auftrag dafür, dass es in unserem Land nie wieder Normalität sein darf, wenn politisches Reden und Handeln bei den Menschen Gefühle von Ausgrenzung und Hass erwecken.



Meine sehr verehrten Damen und Herren, wir gedenken heute der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Am 27. Januar 1945 wurde das Vernichtungslager Auschwitz von sowjetischen Truppen befreit. Auschwitz steht seitdem für den millionenfachen Mord an den europäischen Juden, an Sinti und Roma, an Homosexuellen, Oppositionellen und Widerständlern, Kranken und Behinderten, Künstlern und vielen anderen Menschen, die von den Nationalsozialisten verfolgt wurden. Auschwitz ist das Synonym für die eiskalt geplante und umgesetzte Vernichtung von Menschen, für den industriellen Völkermord.

In diesem Jahr gedenken wir insbesondere der verfolgten Künstlerinnen und Künstler. Ich danke unserem Präsidenten des Landtags, Hendrik Hering, für seine einführenden Worte. Ihre Berichte über die Leidenswege von Künstlerinnen und Künstlern – stellvertretend für viele andere, die verfolgt wurden – zeigen uns: Wir haben sie verloren, aber wir haben sie nicht vergessen.

Dazu wird es eine Reihe von Veranstaltungen geben. Wir erleben das Erinnern auch heute im musikalischen Rahmenprogramm mit Werken der verfolgten Komponisten Paul Ben-Haim und Viktor

Ullmann. Ich danke den Herren des Duos Kuhn ausdrücklich. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, Werke von Künstlerinnen und Künstlern der verschollenen Generation aufzuführen – nicht nur an Gedenktagen wie diesem. Mit jedem Ton, den Sie spielen, gelingt es Ihnen, die Musik dem Vergessen zu entreißen.

Meine Damen und Herren, ein Denkmal für Opfer des Holocaust, die Musik verfolgter Komponisten, die Ausstellung im Mainzer Abgeordnetenhaus über „Verbrannte Bücher – von den Nazis verfeimte Schriftsteller“, die gestern eröffnet wurde. Das alles zeigt uns: Der Tod hat nicht das letzte Wort.

Der Tod hat Macht – aber er triumphiert nicht über die Erinnerung. Und nicht über die Kunst. Auch die Kunst hat Macht. Und deshalb ist die Kunst allen Unterdrückern auf der Welt suspekt. Der Nationalsozialismus und all jene, die Menschen verfolgen und unterdrücken, haben Angst vor der Kraft der Freiheit, die den Künsten innewohnt. Deswegen wurden im Nationalsozialismus und werden noch heute weltweit Künstlerinnen und Künstler verfolgt.

Die Kultur ist ein Gegenentwurf zur Barbarei. Aber wir müssen feststellen, und das mit immer wieder neuem Erschrecken: Alle Kultur hat die Barbarei nicht verhindern können.

Sie kennen Adornos These „Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch.“ Adorno hat damit ein tiefes Misstrauen gegenüber der Kultur nach der Erfahrung des Holocaust in Worte gekleidet. Und dieses Misstrauen ist verständlich. Und trotzdem möchte ich Adorno ergänzen. Kunst und Kultur nach der Erfahrung von Auschwitz sind nötig. Vielleicht sogar lebensnotwendig. Wir brauchen die Werke der verfolgten Künstlerinnen und Künstler, denen das Vergessen droht.

Genauso brauchen wir auch die Kunst „nach Auschwitz“. Sie kann uns helfen, die Ermordeten zu ehren und ihr Andenken zu

wahren. In Gedichten und Kunstwerken. In den Theaterstücken, Filmen, Opern, Skulpturen und Denkmälern, wie dem Mahnmal für die ermordeten Juden Europas. In einer Zeit, in der die wenigen Zeitzeugen hochbetagt sind, sodass es ihnen immer schwerer fällt, für uns weiter Zeugnis abzulegen, brauchen wir die Stimmen der Künstlerinnen und Künstler.

Meine Damen und Herren, der Nationalsozialismus hat millionenfach Leben beendet – und millionenfach Leben zerstört. Auch das Leben vieler Künstlerinnen und Künstler. Wie viele Kunstwerke blieben ungemalt, ungeschrieben, ungetanzt, und wie viele Leben blieben ungelebt? An einem Tag wie heute spüren wir deutlich: Bei all dem Reichtum, über den wir heute, mehr als 70 Jahre nach Kriegsende verfügen, sind wir doch arm. Weil uns diese Menschen fehlen, ihre Geschichten und auch ihre Werke. Was können wir tun, damit nie wieder eine solche Lücke in die Menschheit gerissen wird?

Ihre Rede, sehr geehrte Frau Rosh, hat mich an ein Wort von Carl Zuckmayer erinnert. Er sagte: „Das Böse in der Welt lebt nicht durch die, die Böses tun, sondern durch die, die Böses zulassen.“ Zuckmayers Wort nimmt uns alle in die Pflicht: als Mitglieder der Landesregierung, als Mitglieder des rheinland-pfälzischen Landtags, als Menschen, die in diesem Land leben. Böses nicht zulassen heißt: die menschlichen Werte hochhalten. Unsere Aufgabe beschränkt sich mitnichten auf das Nicht-Vergessen. Aus der Erinnerung erwächst die moralische Pflicht, für die Würde eines jeden einzelnen Menschen einzustehen, sie zu schützen und zu bewahren.

Ein Gedenktag wie der heutige regt dazu an, uns selbst zu fragen: Tun wir genug, damit die Mitmenschlichkeit siegt? Tun wir genug, um den einzelnen Menschen, dem Ausgrenzung droht, zu schützen? Tun wir genug gegen Rassismus, Intoleranz und die sichtbaren Versuche, die Geschichte zu relativieren? Diese Fragen, die jeder und jede von uns Tag für Tag, nicht nur heute,



persönlich beantworten muss, sind die Fragen, die aber auch das politische Handeln in Rheinland-Pfalz leiten müssen.

Meine Damen und Herren, für die Landesregierung ist und bleibt der Kampf gegen jede Form von Extremismus eine wesentliche Konstante des Regierungshandelns. Für uns steht fest: Der Rechtsextremismus ist eine Bedrohung unserer Kultur und unserer mitmenschlichen Werte. Für diese Werte einzutreten, ist eine Daueraufgabe, der wir uns stellen.

Der Kampf gegen rechte und rechtspopulistische Positionen ist dabei nicht in erster Linie ein juristischer, sondern eine Aufgabe der Politik und unserer gesamten Demokratie. Diese Aufgabe können wir nicht an Gerichte oder andere Instanzen delegieren. Wir Politikerinnen und Politiker, aber insbesondere wir Bürgerinnen und Bürger werden diesen Kampf im Alltäglichen führen und führen müssen. Mit der Kraft unserer Argumente – und wir haben die besseren.

Meine Damen und Herren, Carl Zuckmayer hat auch gesagt: „Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden.“ Da schwingt

er mit, der ganze Pessimismus, der ja angesichts der Erfahrung des Holocaust evident ist: Die Welt wird nie gut.

Gleichermaßen spricht da aber auch der Optimismus. Denn das macht uns Menschen aus: Wir können etwas tun. Die Welt wird nie gut, aber wir können sie besser werden lassen.

Wir verneigen uns vor den Opfern des Nationalsozialismus. Im Gedenken an diese Menschen lassen Sie uns miteinander für eine bessere Welt eintreten.



GESPRÄCHSKONZERT

GESTOHLENE MOMENTE
DUO MIT DEM JAZZ-MUSIKER UND
ZEITZEUGEN EMIL MANGELSDORFF
UND DEM PIANISTEN THILO WAGNER

AM 17. JANUAR 2017 IM
INTERIMS-PLNARSAL DES LANDTAGS



BEGRÜSSUNG

LANDTAGSPRÄSIDENT HENDRIK HERING

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
ich darf Sie herzlich zu diesem Konzert begrüßen. Ich freue mich, dass Landtagsvizepräsident Hans-Josef Bracht und der Fraktionsvorsitzende Dr. Bernhard Braun bei uns sind sowie der Vorsitzende des Kulturausschusses des rheinland-pfälzischen Landtags, Manfred Geis, und begrüße die Direktorin beim Landtag, Ursula Molka.

Meine Damen und Herren,
heute Abend werden uns „Gestohlene Momente“ wiedergebracht – musikalische Momente, die, wäre es nach dem Willen der Nationalsozialisten gegangen, in Deutschland nie wieder hätten erklingen dürfen.

Denn wer im Deutschen Reich ab März 1933 das Radio anmachte, der hörte andere Musik als noch im Januar. Die Sendungen hießen jetzt „Die Vaterländische Weihestunde“, „Mittagskonzert“ oder „Deutsche Meister“. Die Rundfunksender spielten Militärmärsche, Volks- oder Soldatenlieder. Amerikanische Jazz- und Filmmusiken waren aus den Radios, Konzertsälen und von den Bühnen verbannt: Ein Louis Armstrong, ein Duke Ellington, Rumba oder Slow Fox – sie sollten den Deutschen nicht mehr zu Ohren kommen. In einem Konzept des Süddeutschen Rundfunks von Anfang März 1933 heißt es – ich zitiere: „Vollkommen auszuschalten ist jegliche Art von Jazz- und Negermusik.“ Auch sogenannte „nichtarische“ Komponisten und Interpreten verschwanden. Ihre Musik galt den Nazis als minderwertig und zersetzend.

Meine Damen und Herren, in diesem Jahr möchte der Landtag in seinen Gedenkveranstaltungen zum Holocaust-Gedenktag besonders an die zehntausenden Kunst- und Kulturschaffenden erinnern, die vom NS-Regime verfolgt wurden. Wir haben diesen Themenschwerpunkt gewählt, weil diese massive Verfolgung missliebiger Künstlerinnen und Künstler im NS-Staat vor 80 Jahren mit der Propagandaausstellung „Entartete Kunst“ besonders sichtbar geworden ist.

Schon vier Jahre früher, nämlich im März 1933, musste in Mainz der jüdische Direktor des Konservatoriums, der Komponist Hans Gál, seinen Posten räumen. Er war Jude. Wie er verloren von einem Tag auf den anderen im Frühjahr 1933 viele Theater- und Museumsleute ihren Job, Wissenschaftler, Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Kabarettleute, Journalisten und andere Intellektuelle. Sei es, weil sie jüdisch waren, oppositionell, zu modern oder alles zusammen – sie standen plötzlich ohne Einkommen da, wurden verhaftet, mussten emigrieren, untertauchen, beruflich umsatteln.

Ein immenser künstlerischer und intellektueller Reichtum ging dadurch verloren – nicht selten für immer. Dies wird auch die Ausstellung „Verbrannte Bücher“ zeigen, die Lea Rosh, die Vor-

sitzende des Förderkreises „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ nächste Woche im Foyer des Abgeordnetenhauses eröffnet wird. Zu der Ausstellungseröffnung am 26. Januar möchte ich Sie bereits heute herzlich einladen.

Meine Damen und Herren, den Gedenktag am 27. Januar, dem Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz, verdanken wir dem letzte Woche verstorbenen Bundespräsidenten Roman Herzog. Seine Anregung hat der rheinland-pfälzische Landtag früh aufgegriffen und setzt seit nunmehr 19 Jahren im Januar ein Zeichen: Ein Zeichen des Erinnerns und der Zuwendung zu den Opfern und ein Nachdenken über die grundsätzlichen gesellschaftlichen Fragen unserer Gegenwart.

Ich persönlich bin immer wieder bestürzt darüber, mit welchem rasantem Tempo im Jahr 1933 alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens von den Nationalsozialisten und ihrer Ideologie durchdrungen werden konnten – bis hinein in scheinbar ganz private Bereiche wie die Entspannung bei guter Musik. Die Nationalsozialisten wussten sehr wohl um die enorme Kraft von Musik, Literatur und der anderen Künste und manipulierten sie für ihre Zwecke.

Nicht von ungefähr haben nach dem Ende der Diktatur die Väter und Mütter der Verfassung des Landes Rheinland-Pfalz vor 70 Jahren dort in Artikel 9 ausdrücklich geschrieben: „Die Kunst, die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei.“

Wir heute schätzen und lieben diese Freiheit der Kunst, ihre Vielfalt und Vielgestaltigkeit, ihre Möglichkeiten. Auch ihre Fähigkeit, Fremdes und Vertrautes zu etwas ganz Neuem zu verbinden. Gerade heute können wir auf die Fähigkeit von Musik, Theater und Literatur vertrauen, um denjenigen Menschen, die zu uns geflüchtet sind, zu begegnen. Wenn Menschen aus aller Welt bei kulturellen Veranstaltungen zusammentreffen, dann können neue Ideen wachsen und gedeihen.

Meine Damen und Herren, dies alles haben die Nationalsozialisten mit aller Macht zu verhindern gesucht. Wie die Gleichschaltung des Musiklebens aus der Sicht eines jugendlichen Musikers vonstatten ging – das hören wir jetzt von unserem Zeitzeugen Emil Mangelsdorff, begleitet am Klavier von Thilo Wagner. Willkommen im Landtag! Herr Mangelsdorff ist aus Frankfurt zu uns gekommen. Er war zum Zeitpunkt der Machtübertragung an Hitler acht Jahre alt und gehörte in seiner Heimatstadt in den 1940er-Jahren zur verfolgten „Swing-Jugend“. Wie er diese Zeit erlebte, was ihm widerfahren ist und gestohlen wurde – davon wird er uns jetzt berichten, aber auch sein Saxophon sprechen lassen.

Herr Mangelsdorff, Herr Kuhn, wir freuen uns sehr auf die gestohlenen Momente, die Sie uns zurückbringen werden!



ZEITZEUGENBERICHT

EMIL MANGELSDORFF
JAZZ-MUSIKER

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

wir freuen uns sehr über das Interesse, das Sie für unsere Musik zeigen, aber auch für das, was ich Ihnen erzählen will, nämlich was ein jugendlicher Musiker, einer der Jazz spielen wollte, in der Nazizeit erlebt hat. Ich bin 1925 im April geboren. Mein Vater war Buchbinder. Sie wissen vielleicht, dass die Mitglieder der Gewerkschaft, die aus dem Buchgewerbe und aus dem Papiergewerbe stammen, eine sehr progressive Fraktion in der Gewerkschaft waren und mein Vater gehörte offensichtlich zu ihnen. Er hat mir sehr früh durch das, was er mir zu lesen gab, nahegebracht, auch an den politischen Vorkommnissen der Zeit teilzuhaben. So habe ich von ihm zum Beispiel schon sehr früh, als ich gerade selbst



lesen konnte, das Buch von Erich Maria Remarque „Im Westen nichts Neues“ bekommen, sodass ich also über das spätere Geschrei um die Wehrmacht, um den Militarismus und um alles, was das noch mit sich gebracht hatte, schon sehr früh informiert war oder zumindest mein Interesse vorhanden war. Diese Zeit war eine Zeit des Umbruchs, Ende der zwanziger Jahre. Auch das Wirtschaftssystem lag mehr oder weniger darnieder und ich habe viel von meinem Vater darüber erfahren. Er war politisch sehr interessiert. Er war SPD-Mitglied und ich darf noch erwähnen, dass er mir zum Beispiel von Jack London „Die eiserne Ferse“ zu lesen gegeben hat: Ein Roman, der sich damals schon, er wurde 1904 veröffentlicht, mit der Zukunft der Menschheit beschäftigte. 1933 sendete das Radio, dass Hitler von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden sei. Meine Mutter und ich hörten das beide und sie sagte: „Jetzt gibt's Krieg.“ Und diese drei Worte, die haben lange, lange, lange in meinem Gedächtnis vorgehalten.

Immer wenn sich politisch etwas änderte, wenn Hitler etwas sagte und auftrat, dann konnte man ihn im Radio hören oder wenn man im Kino war, gab's die Wochenschau. Das Fernsehen gab es zu dieser Zeit noch nicht. Auch wenn Hitler im Radio kam, wusste

ich schon an der Stimme zu erkennen, dass da ein Mensch das Sagen bekommen hat, ein Mensch Deutschland anführen wird, der irgendwo einen Defekt haben musste. Das habe ich als Kind irgendwie begriffen. Natürlich haben mich meine Eltern auch darauf vorbereitet oder mich darin bestärkt. Aber diese Zeit ist auch dadurch gekennzeichnet, dass meine Mutter, die in jüdischen Haushalten gearbeitet hat, sie war dort „in Stellung“, wie man das damals nannte, als die Hitlerzeit dann fortschritt, immer klagte, „wo sind die jetzt? Hoffentlich sind die rechtzeitig ausgewandert? Wie wird es denen gehen? Die Nazis, die haben Schlimmes vor.“

Der Antisemitismus war überall zu sehen und zu hören. So hat man zum Beispiel in unserer Straße, wo es mehrere Geschäfte nebeneinander gab, am Ende in der Ludwig-Landmann-Straße, da wo die Heerstraße ist, in einem Kasten den „Stürmer“ ausgestellt. Das war eine antijüdische und antisemitische Zeitung mit vielen Bildern. Mir ist damals schon als Kind aufgefallen, dass die Menschen, die da abgebildet waren, fast immer Männer waren, immer unrasiert mit übergroßen Nasen – das waren die Bilder zu den Hetzartikeln. Sie wissen sicher, dass damals eine Ehe zwischen Juden und sogenannten Ariern verboten war und dass die Leute dafür ins Gefängnis gesteckt worden sind usw. Das alles habe ich schon als Kind erlebt. Mein Vater nahm mich dann öfter auch mal mit zu Nachbarn, von denen er wusste, dass sie die gleiche Gesinnung haben wie er selbst. Sie haben dann diskutiert und dann kam auch schon sehr früh die Sprache darauf, dass es Konzentrationslager gibt. Wir hatten in der Nachbarschaft einen Menschen namens Gallinat wohnen, der plötzlich verschwunden ist. Wir wussten, dass er vor 1933 in der kommunistischen Partei war. Nach circa einem Jahr kam er wieder nach Hause. Wir wussten also, dass er wieder da ist, aber er hat jede Verbindung und Gespräche zu anderen vermieden, auch zu den ehemaligen Nachbarn, und hat wahrscheinlich unterschreiben müssen, dass er über das, was er im Konzentrationslager erlebt hat, nichts erzählen und weitersagen darf.

Unmittelbar neben dem Kasten vom Stürmer, dieser antijüdischen Zeitschrift, gab es einen Milchladen. Damals gab es noch Milchläden. Man kam mit einer großen Kanne, mit einer Drei-Liter-Kanne hin und holte dann Milch. Sie wurde mit einem Ein-Liter-Messbecher aus einer großen silbernen Kanne aus-
geschenkt. Ich hatte den Laden betreten und sagte „Guten Morgen“ und wurde ziemlich schroff belehrt: „Das heißt nicht Guten Morgen, das heißt Heil Hitler.“ Ich habe mich dann am Abend bei meinem Vater darüber beklagt, wie ich da behandelt worden bin und wie der mich zurechtgewiesen hat. Da sagte mein Vater, „wenn du wieder hingehst und Milch holst, dann gehst du rein, hebst den Arm und sagst, drei Liter!“ Es hat dann ein paarmal funktioniert, ich hatte ein bisschen Spaß dabei.

So jedenfalls war die Stimmung in unserem Haus, in meiner Familie. Mein Vater sagte damals, wir sollten nicht die deutschen Sender hören, sondern Radio Luxembourg. Das sei ein neutraler Sender und wir würden neutral informiert und nicht vom Reichspropaganda-Ministerium über die deutschen Sender. Das haben wir auch gemacht. Ich bin heute noch dankbar dafür. Denn dieses Radio Luxembourg brachte Musik, zum Beispiel eben eine Bach-Sonate auf der Violine und dann spielten sie vielleicht einen französischen Chanson und plötzlich hörte ich eine Musik, die mich völlig ergriff, die ich noch gar nicht kannte: Das muss Louis Armstrong gewesen sein – und zwar natürlich mit seiner wunderbaren Trompete, und dann auch wie er gesungen hat. Solche Sachen hatte man in Deutschland noch nie gehört. Da sang jemand, der eigentlich gar nicht singen konnte, der gar keine Stimme hatte. Wenn ich ihn gehört habe, da dachte ich an ein Reibeisen, an etwas Rues jedenfalls. Aber ich habe gefühlt, was er auslöste, welche Menschlichkeit er verströmt, dieser Louis Armstrong. Und damals war Louis Armstrong noch so, wie er später nicht mehr war. Er war noch ursprünglich, er war damals noch angeblich der beste Trompeter im Jazz und er hat auch Jazz-Stücke gesungen und nichts so Kommerzielles wie dann später „C'est si bon“ – das sind ja keine Jazz-Stücke. Aber er hat es immer gut gemacht.



Jedenfalls war dieser Louis Armstrong bei mir der Auslöser dafür, dass ich mir dachte, das ist eine Musik, die mir gefällt, der bleibe ich auf der Spur und das will ich irgendwann in meinem Leben auch machen. Das könnte mein Beruf werden, wenn ich so eine Musik spielen darf.

Ich hatte damals noch kein Instrument, aber ich habe bei meinen Eltern gebettelt, dass sie mir irgendwas kaufen und dachte natürlich zuerst an ein Akkordeon, weil man damit natürlich nicht nur die Melodie spielen kann, sondern auch die entsprechenden Akkorde auf der linken Seite greifen konnte. Nur war dieses Instrument leider ein diatonisches Instrument, wo man auf Zug und Druck verschiedene Töne erzeugt. Es hat nur zwei oder drei Tonarten ermöglicht. Es war wirklich sehr unzulänglich. Aber egal, ich hörte dann Radio Luxembourg und hörte einen amerikanischen Schlager und eine amerikanische Jazz-Nummer und bin meistens in mein Zimmer gerannt, wo das Akkordeon war, und hab sofort versucht, das nachzuspielen, was mir auch meistens gelang. Als Fastnacht war, als Kind noch, habe mich ein bisschen verkleidet, bin mit dem Akkordeon auf die Straße und habe dann diese Stücke gespielt.



Da hat mich ein – wie ich heute immer sage – junger Mann angesprochen, er war auch erst 15 oder 16, aber der hatte schon lange Hosen an und war wohl schon durch seine Pubertät. Der sagte: „Was du da spielst, das gefällt mir. Komm doch mal zu mir, ich habe zu Hause ein Klavier und eine Klarinette. Wir könnten doch was zusammen machen.“ Das habe ich gemacht. Ich habe ihn besucht und da hatte er nicht nur eine Klarinette und ein Klavier, sondern auch eine ganze Anzahl von amerikanischen Platten. Da war Ellington dabei, Tommy Dorsey, Jimmy Dorsey, dann Nat Gonella, eine berühmte englische Band. Aber auch deutsche Bands: Teddy Stauffer, die so ein bisschen Jazz machten, der noch akzeptabel war und der uns noch gefiel. Dann hatte er die erste Ellington-Platte: Er hat ein Stück namens „Dinah“, aufgelegt und das war noch im Jungle Style geschrieben, mit lauter Trompete usw.

Es war das erste Mal, dass ich richtig schwarzen Jazz hörte und auch sehr bald verstand. Zumindest verstand ich den Unterschied zu dem, was andere Bands spielten. Da war mein Ziel natürlich über die Jazz-Musik der Amerikaner, über die Jazz-Musik der farbigen Musiker in Amerika, für alle Zeiten vorbestimmt. Ich habe

erkannt, dass diese Musik einen großen Wert hat. Und wenn ein Rassismus seitens der Nazis auf mich einwirken sollte oder wollte, es wegen dieser Musik einfach nicht gelingen konnte, weil ich wusste, wie die spielen können. Wenn die so gut spielen können, dann sind die im Oberstübchen so gut organisiert, dass keiner sagen kann, es wären minderwertige Menschen. Ich behaupte heute nicht sehr kühn, es liegt nahezu auf der Hand, dass ein Jazz-Musiker, auch ein Jazz-Freund, wenn er ein wirklicher Jazz-Freund ist, in keinem Fall Rassist sein kann.

Wir spielten dann zusammen und es dauerte nicht lange, dann hatten wir auch einen Job. Der Karl Petri, also dieser Klavierbesitzer, Klarinettenbesitzer und Schallplattenbesitzer, hatte Beziehungen in Alt-Praunheim, in den Frankfurter Vorort, und da durften wir in einem Lokal auftreten. Das war, als ich gerade 14 wurde. Immer sonntags und samstags nachmittags haben wir da gespielt. Die Leute, die da tanzten, fanden das toll, denen hat das Spaß gemacht. Es sei ein so ein toller Rhythmus. Aber es dauerte nicht lange, da wurde ich in das Landjahr eingezogen. Ich weiß nicht, ob Sie mal davon gehört haben, dass es so eine Einrichtung bei den Nazis gab. Sie haben Volksschüler aus der Stadt in das Landjahr eingezogen, um in den zu erobernden Gebieten Bauernhöfe zu übernehmen. Ich bin 1939 im April eingezogen worden. Wir waren fünf aus meiner Klasse. Wir wurden nach Ostpreußen gebracht, nach Königsberg. An den masurenischen Seen zwischen Angerburg und Lötzen war ich dann im Landjahr. Man hat dort nicht nur beim Bauern gearbeitet. Nein, wir hatten erst einmal sechs Wochen Ordnungsdienst, d. h. von morgens bis abends wurden wir geschliffen. Mit Laufen usw., Berg rauf, Berg runter rennen, Liegestütze. Alles, was ich später beim Arbeitsdienst und auch beim Militär immer wieder erlebt habe, aber fast noch schlimmer. Und wir waren noch nicht ausgewachsene Menschen, wir waren 14-Jährige. Man wollte uns da ertüchtigen, um die Bauernhöfe zu übernehmen. Was schließen wir daraus? Der Plan, den Osten Europas zu überfallen, wo auch immer – das konnte man ja vorher nicht wissen – der bestand

schon. Deswegen wurden wir eingezogen, ich erst 1939, andere schon früher, z. B. die Mutter meiner Frau schon 1938. Also hier gab es eine lange vorausgehende Planung für den Beginn dieses Zweiten Weltkrieges.

Als der Krieg dann am 1. September gegen Polen begann, habe ich den Anfang dieses Krieges vor Ort erlebt, weil ich ja in Masuren war. Einmal haben wir aufgrund günstiger Windverhältnisse auch Kanonendonner gehört. Ich wurde dann im Dezember entlassen. Es war kein volles Jahr, das wir da machten. Dann konnten wir wieder spielen, denn der Krieg in Polen war ja bald zu Ende. Es kam eine Zeit, in der keine Kampfhandlungen irgendwo stattfanden und da war auch das Tanzen wieder erlaubt und dann konnten wir weiterspielen. Da aber begann der Westfeldzug. Da war wieder Tanzverbot und wir hatten nichts mehr zu tun, konnten nicht mehr spielen.

Ich hatte inzwischen von dem diatonischen Akkordeon aufs chromatische gewechselt, also auf eines mit Klaviatur, wie sie auch das Piano hat, und habe damit weitergespielt. Es war immer auch eine Geldfrage. Dass ich ein richtiges Instrument kaufe oder lerne, das alles war meinen Eltern zu teuer. Ich hatte auch die Chance, dass ich kaufmännischer Lehrling werden konnte, weil der Nachbar Abteilungsleiter in einer Speditionsfirma war. Das habe ich dann ein Jahr durchgestanden, aber dann hatte ich meine Eltern so weit, dass sie mir eine Klarinette kaufen konnten und dass ich auch am Frankfurter Konservatorium studieren konnte. Ich muss leider gestehen, dass dieses Studium nicht so sehr intensiv war aus dem einfachen Grund, als die ersten zwei, drei Jahre vergangen waren, war ein Teil meines Jahrgangs schon eingezogen und ich war, weil das Semester noch nicht zu Ende war, bis Semesterende zurückgestellt. Aber da komme ich nochmal drauf zurück.

Wir merkten jedenfalls, dass die Nazis etwas gegen Jazz hatten und ich kann Ihnen etwas vorlesen, was damals in einer

Stettiner Zeitung stand, und zwar im November 1938:

„Unappetitliche Dinge geschehen, die als Unterhaltung getarnt werden. Wir haben kein Verständnis für Narren, die die Dschungelmusik nach Deutschland verpflanzen wollen. In Stettin kann man genau wie in anderen Städten Leute tanzen sehen, als ob sie Magenkrämpfe hätten. Sie nennen es Swing. Das ist kein Scherz, es ist einfach empörend. Diese Leute sind geistig unterentwickelt. Nur Nigger irgendwo im Dschungel stampfen derart. Deutsche haben nichts vom Nigger in sich. Dieses infernalische Swing-Fieber hat aufzuhören. Wir sind nicht prude. Im Gegenteil, alle müssen ihren Teil zum Aufbau des Reiches beitragen. Aber nach der Arbeit haben sie das Recht, sich zu vergnügen. Leute, die sich nicht vergnügen, können auch nicht ordentlich arbeiten. Veranstaltern, die Swing-Tanzen gestatten, sollte die Konzession entzogen werden. Swing-Orchester, in denen die Musiker „Hot“ spielen, auf ihren Instrumenten kreischen, aufstehen und Soli spielen und ähnlich billige Tricks produzieren, müssen verschwinden. Die Niggermusik muss verschwinden.“

Hier habe ich ein Schild, das aus der Zeit stammt: „Swing tanzen verboten“. Im Übrigen war dieses Schild natürlich nur für eine kurze Zeit gültig, in der das Tanzen überhaupt erlaubt war. Das war zwischen dem Polen-Feldzug und dem Beginn des Westfeldzuges. Danach, während der ganzen Kriegszeit, durfte überhaupt nirgends getanzt werden. Es gab ein absolutes Tanzverbot.

Wir hatten dann keinen Job und ich erinnere mich, dass wir einmal für Studenten mehr oder weniger privat in einem Frankfurter Lokal spielten, im Kyffhäuser Hotel. Da kam der Inhaber dieses Hotels und fragte uns, ob wir nicht bei ihm spielen wollten. Wir hatten aber noch das Engagement in Praunheim. Später ging ich dann doch zum ihm hin und fragte, ob er nicht eine Band gebrauchen könnte. Er sagte nein, er hätte drei Mann da. „Ich frage ja auch nur, weil Sie mal, als wir hier für die Studenten gespielt



haben, gefragt haben, ob wir nicht bei Ihnen spielen wollten.“ „Ach so, Sie sind das!“ und da hat er die drei Musiker entlassen und weggeschickt, was mir heute noch leid tut, und uns drei, den Gitarristen, diesen Karl Petri mit der Klarinette und dem Klavier und den Platten, und ich, wir haben dann im Trio dort angefangen. Am Anfang waren eigentlich nur unsere Freunde da, das war ein Sonntagnachmittag. Und dann spielten wir immer Mittwochabends und Samstag und Sonntag. Das war eine kleine Bar mit viel Plüsch, mit rotem Samt. Nach vier bis fünf Wochen oder sechs stand draußen ein Schild: „Rokoko-Diele wegen Überfüllung geschlossen.“

Eines Tages kam der HJ-Streifendienst und hat die Gäste kontrolliert und alle mitgenommen, die noch keine 18 Jahre alt waren – das Reichsjugendschutzgesetz galt ja noch – und dann irgendwann sagte jemand zu mir: „Guck mal der, der da sitzt, der ist von der Gestapo. Das ist der Ganjo.“ Der hatte so einen „Nickname“. „Das ist der Ganjo, vor dem musst du dich in Acht nehmen.“ Aber wir spielten weiter, sogar mit Carlo Bohländer. Die Jazzfans haben den Namen vielleicht noch in Erinnerung. Er hat, später nach dem Krieg, wegen seiner theore-

tischen Veröffentlichungen in Frankfurt eine große Rolle gespielt, den Jazzkeller gegründet und lange Zeit selbst betrieben. Er war beim Militär in Bad Nauheim eingezogen. Dann hat er sich im Telefonhäuschen sein Zivil angezogen und kam dann noch spät am Samstagabend zu uns und hat noch ein paar Sachen auf der Trompete mitgespielt. Also es war eigentlich richtig was los. Wir waren die Band der Jugendlichen, die mit der HJ nichts im Sinne hatten oder mit den Nazis nichts im Sinne hatten. Diese Leute haben wir angezogen und die verkehrten in unserem Lokal.

Die Gestapo hat dann alles observiert. In einem Buch, das nach dem Krieg erschienen ist, hat ein amerikanischer Journalist diesen Gestapo-Menschen interviewt und gefragt, was er gegen Jazz gehabt habe. Der erzählte dann, er hätte gar nichts gegen Jazz gehabt. Er habe in Berlin, als sich alle trafen, die Jugendarbeit in der Gestapo leisteten, von diesem Lokal, in dem wir spielten, erzählt und berichtet. Da hat man ihn gefragt „Ja, warum machen Sie den Laden nicht einfach dicht?“ und er meinte, das sei doch ganz falsch, „dann hätten wir doch nicht die Chance, die so schön zu observieren wie dort.“ Einen großen Teil der Jugendlichen in Frankfurt habe man da so wunderbar observieren können.

Es war nicht ganz leicht, die amerikanischen Stücke zu spielen. Wenn ich mit meinem Akkordeon dort stand oder saß, dann war da der Klarinettist und man musste sich ja verständigen, was man als nächstes spielt. Wir spielten alles, wie man sagt, „aus dem Hut“. Wir hatten keine Noten, wir spielten alles nach dem Gedächtnis und dann musste man sich die Titel zureden, aber da hätte ja jemand mithören können, weil die amerikanischen Titel ja verboten waren zu spielen. Und so haben wir dann selbst welche erfunden und haben zum Beispiel ein sehr beliebtes Stück damals, den „Tiger Rag“, „Die Löwenjagd im Taunus“ genannt oder „Exactly like you“ – weil es sich auch rhythmisch anpasst – „3 mal 6 ist 18“. „The Sheik of Araby“ war „Der Scheich, der kommt sogleich“ und „Indiana“ wurde zu „Am Waldeshang steht



ein Indianer“. Wir hatten damit eigentlich unseren Spaß. Komischerweise gab es das auch in anderen Städten, wo sich solche Bands ähnlich entwickelten.

Eigentlich habe ich immer, wenn ich mit dem Vortrag beginne, hier etwas vorgelesen, was in der „Weltbühne“ von Carl von Ossietzky stand: Nämlich bereits 1925, also in dem Jahr, in dem ich geboren bin, wurde der Jazz ironisch als völlig würdelos bezeichnet. Der Autor ist leider nicht bekannt. Ossietzky wird wahrscheinlich Ihnen allen ein Begriff sein. Er war der Herausgeber der „Weltbühne“ und wurde später von den Nazis verhaftet, nämlich als er den Nobelpreis empfangen sollte und die Nazis das unterbunden haben. Er ist dann gegen Kriegsende im Konzentrationslager gestorben. Hier der Aufsatz in der Weltbühne:

„Jazz schlägt jeden Ansatz von Würde, von korrekter Haltung, von Schneidigkeit, von Stehkragen in Grund und Boden. Wer Angst davor hat, sich lächerlich zu machen, kann ihn nicht tanzen. Der deutsche Oberlehrer kann ihn nicht tanzen, der preußische Reserveoffizier kann ihn nicht tanzen – wären doch alle Geheimräte und Professoren und

Politiker verpflichtet, zuweilen öffentlich Jazz zu tanzen. Auf welch fröhliche Weise würden sie all ihrer Würde entkleidet. Wie menschlich, wie nett, komisch müssten sie werden, kein Dunstkreis von Dummheit, Eitelkeit und Würde könnte sich bilden. Hätte der Kaiser Jazz getanzt – niemals wäre das alles passiert. Aber, ach, er hätte es nie gelernt. Deutscher Kaiser zu sein, das ist leichter als Jazz zu tanzen.“

Es macht mir immer wieder Spaß, das zu lesen.

Die Nazis haben dann nicht nur mit Artikeln wie dem aus der Stettiner Zeitung vom „Nigger-Tanz“ den Jazz verfolgt, sondern sie haben auch hie und da einen Erlass in die Welt gesetzt. Und so gab es in verschiedenen Illustrierten immer wieder einmal Hinweise auf den Jazz, z. B. gab es über Benny Goodman ein, zwei oder drei Seiten. Man sah eine Klarinette und die zwei Hände dazu und darunter stand „Judenhände, Verbrecherhände“. Und dann sah man noch ein Bild mit einer langen Schlange von Menschen, die offenbar nach Karten oder Einlass standen, mit der Bildunterschrift „Der Rattenfänger von New York“. Und so gab es mal in dieser, mal in jener Zeitung einen beinahe wortgleichen Artikel.

Wir wussten also, dass wir irgendwann Ärger bekommen würden und so kam es dann auch. Ich wurde zur Gestapo bestellt. Man ging erst eine Treppe hoch und da war links ein Fensterchen, wo der Beamte saß und fragte, wo ich hinwolle. Ich zeigte meine Vorladung und er ließ mich dann rein. Ich musste durch eine weitere Tür. Als die ins Schloss gefallen war, sah ich, dass es da keine Klinke gibt. Ich wusste, jetzt bin ich drin. Ob und wann ich da wieder rauskomme, das wusste ich noch nicht. Das war mir schon klar. Ich bin dann in dem Zimmer angekommen und wurde empfangen mit „Wie siehst denn du aus?“ Warum? Weil meine Haare länger waren als der militärische Haarschnitt von einer Streichholzlänge. Ich wurde zum Frisör geschickt und als ich zurückkam, da waren die denen noch immer nicht kurz genug und ich musste



noch mal weg und ich habe dann bis nachmittags um vier Uhr bei zwei Frisören verbracht. Als ich endlich vernommen wurde, da wussten sie, dass ich gestern mit der Lieselotte ausgewesen war und einen Tag davor auch schon und am Sonntag war ich da und dort. Sie taten also kund, dass sie mich unter Observation hielten und ich sollte damit belehrt werden, dass sie sowieso schon alles über mich wissen. Dann ging es los – das war eigentlich der Kern der Sache – sie wollten wissen „Wie heißt denn euer Club? Wie heißt denn eure Organisation?“ Natürlich durfte neben der HJ nichts existieren. Es gab die HJ und das Jungvolk und Untergliederungen wie die Motorradfreunde oder die Segelfreunde oder was auch immer, die wieder einen eigenen Verein hatten. Aber immer alles der HJ angeschlossen, alles zentral geleitet.

Ich wollte aber nicht berichten, dass wir tatsächlich einen Club gegründet haben, der sich „Harlem Club“ nannte. Wir hatten mit „Harlem“ einen besonders provokativen Namen ausgewählt. Man weiß, in Harlem, da wohnen die Schwarzen, eine der Rassen, gegen die die Nazis was hatten, deswegen haben wir uns so genannt. Nur wussten wir damals noch nicht, dass es einen Club gleichen Namens gab, der sich schon 1937 in Frankfurt gegrün-

det hatte. Wir haben die zweite Gründung geleistet und wir hatten auch ein eigenes Abzeichen, aber das trugen wir nur auf der Innenseite des Revers. Es war nur so klein wie eine Reißzwecke, aber das war dann auch nicht mehr Mittelpunkt des Interesses bei der Gestapo. Ich wurde auch ein zweites Mal vernommen. Aber vorher möchte ich vorlesen, was Hitler von der deutschen Jugend hielt. Wie er sie sich offenbar vorstellte, wie er sie formen und quasi in Besitz nehmen wollte. Es gibt diese Rede, manchmal hört man sie auch im Fernsehen. Stellen Sie sich vor wie Hitler das mit seiner martialischen Sprache das vorgetragen hat:

„Diese Jugend, die lernt ja nichts anderes als deutsch denken, deutsch handeln, und wenn diese Knaben mit 10 Jahren in unsere Organisation hineinkommen und dort oft zum ersten Mal überhaupt eine frische Luft bekommen und fühlen, dann kommen sie vier Jahre später vom Jungvolk in die Hitlerjugend, und dort behalten wir sie wieder vier Jahre. Und dann geben wir sie erst recht nicht zurück in die Hände unsrer alten Klassen- und Standeserzeuger, sondern dann nehmen wir sie sofort in die Partei, in die Arbeitsfront, in die SA oder in die SS, in das NSKK und so weiter. Und wenn sie dort zwei Jahre oder anderthalb Jahre sind und noch nicht ganze Nationalsozialisten geworden sein sollten, dann kommen sie in den Arbeitsdienst und werden dort wieder sechs und sieben Monate geschliffen, alles mit einem Symbol, dem Deutschen Spaten. Und was dann nach sechs oder sieben Monaten noch an Klassen- und Standesdünkel da oder da noch vorhanden sein sollte, das übernimmt die Wehrmacht zur weiteren Behandlung auf zwei Jahre, und wenn sie nach zwei, drei oder vier Jahren zurückkehren, dann nehmen wir sie, damit sie auf keinen Fall rückfällig werden, sofort wieder in die SA, SS und so weiter und sie werden nicht mehr frei ihr ganzes Leben.“

Hitler in einer Rede in Reichenberg über die faschistische Erziehung der deutschen Jugend am 2.12.1938

Dass die deutsche Bevölkerung es ertragen konnte, dass jemand sagt, „Ihr werdet nicht mehr frei sein, euer ganzes Leben nicht“ – übrigens fällt auf, dass nur von der männlichen Jugend die Rede ist, ohne dass man näher darauf einging. Aber diese Formationen, die hier genannt werden: SS, SA, und NSKK, das waren alles Männerorganisationen. Die Frauen spielten keine Rolle. Sie hatten ihre Rolle am heimischen Herd und vor allen Dingen natürlich in der Erzeugung von deutschem Nachwuchs. Die Jugend war quasi von den Nazis in Besitz genommen worden.

Es gab aber immer wieder und noch immer junge Leute, die eben nicht in der Hitlerjugend tätig sein wollten oder in den Organisationen dort und das ist auch den Nazis aufgefallen. So hat der damalige Reichsjugendführer Artur Axmann, er war Nachfolger von Baldur von Schirach, einen Brief an den Reichsführer SS, Parteigenosse Himmler, Berlin, Prinz-Albrecht-Straße 8, geschrieben:

„Sehr verehrter Parteigenosse Himmler, in Hamburg hat sich in den Oberschulen bzw. in der Jugend der Kaufmannschaft eine sogenannte Swing-Jugend gebildet, die zum Teil eine anglophile Haltung zeigt. Dieser Kreis umfasst einige hundert Jugendliche, zum Teil auch Personen über 18 Jahre. Da die Tätigkeit dieser Swing-Jugend in der Heimat eine Schädigung der deutschen Volkskraft bedeutet, halte ich die sofortige Unterbringung dieser Menschen in ein Arbeitslager für angebracht. Die beteiligten Dienststellen haben bereits in Hamburg die entsprechenden Maßnahmen in Betracht gezogen. Beiliegend übermittele ich Ihnen zu Ihrer Kenntnis einige Berichte aus den Schulen. Ich wäre Ihnen für einen Hinweis an Ihre Hamburger Dienststelle sehr dankbar, dass mit den schärfsten Mitteln gegen die Swing-Jugend vorzugehen ist. Heil Hitler, Ihr Axmann“

Daraufhin hat Himmler einen Brief an Heydrich geschrieben, an eben diesen Reinhard Heydrich, der damals in Prag die Führung dieses Protektorats, wie es später bei den Nazis hieß,

übernommen hatte, der aber von Widerstandskämpfern umgebracht wurde. Dafür rächten sich die Nazis an der Bevölkerung der Ortschaft Lidice. Dort wurden alle Männer erschossen, 190 Männer. Die Frauen wurden ins Konzentrationslager nach Ravensbrück gebracht und 98 Kinder wurden zwecks „Eindeutschung“ in SS-Lager verbracht. Himmler schrieb an diesen Heydrich:

„Lieber Heydrich!

Anliegend übersende ich Ihnen einen Bericht, den mir der Reichsjugendführer Axmann über die „Swing-Jugend“ in Hamburg zugesandt hat. Ich weiß, daß die Geheime Staatspolizei schon einmal eingegriffen hat. Meines Erachtens muß jetzt aber das ganze Übel ausgerotet werden. Ich bin dagegen, daß wir hier nur halbe Maßnahmen treffen. Alle Rädelsführer, und zwar die Rädelsführer männlicher und weiblicher Art, unter den Lehrern diejenigen, die feindlich eingestellt sind und die Swing-Jugend unterstützen, sind in ein Konzentrationslager einzuweisen. Dort muß die Jugend zunächst einmal Prügel bekommen und dann in schärfster Form exerziert und zur Arbeit angehalten werden. Irgendein Arbeitslager oder Jugendlager halte ich bei diesen Burschen und diesen nichtsnutzigen Mädchen für verfehlt. Die Mädchen sind zur Arbeit im Weben und im Sommer zur Landarbeit anzuhalten. Der Aufenthalt im Konzentrationslager für diese Jugend muß ein längerer, 2–3 Jahre sein. Es muß klar sein, daß sie nie wieder studieren dürfen. Bei den Eltern ist nachzuforschen, wie weit sie das unterstützt haben. Haben sie es unterstützt, sind sie ebenfalls in ein KL. zu verbringen und das Vermögen ist einzuziehen. Nur, wenn wir brutal durchgreifen, werden wir ein gefährliches Umsichgreifen dieser anglophylen Tendenz in einer Zeit, in der Deutschland um seine Existenz kämpft, vermeiden können. Ich bitte um weitere Berichte. Diese Aktion bitte ich im Einvernehmen mit dem Gauleiter und dem Höheren SS- und Polizeiführer durchzuführen. Heil Hitler, Ihr HH“

Also, die Jugend wurde damals im Sinne der Nazis erzogen. Jazz-Musik war etwas, was vom Feind herrührte, das durfte nicht gespielt werden. Außerdem war das etwas, was die Nazis überhaupt nicht vertrugen und es gibt viele Stellungnahmen und Berichte dazu. Ich habe darüber einen Artikel von Joachim-Ernst Berendt. Auf jeden Fall war es so, dass Goebbels natürlich als gewiefter Propagandamensch genau wusste, wie er an die Menschen kommt und er wusste ganz genau, dass diese Musik ein Gegenteil von dem ist, was eigentlich ihr Ideal war, nämlich Marschmusik.

Das Militär, stramme Erziehung, Märsche, auf den Straßen marschieren und alles was bei den Nazis üblich war, war eine Sache, in der der Jazz bei den Nazis natürlich keinen Platz fand. Es ist darüber nachzudenken, warum nicht nur die Nazis etwas gegen den Jazz hatten, sondern warum auch zum Beispiel mit kleinen Unterschieden im Ostblock, aber vor allen Dingen in der Sowjetunion der Jazz immer wieder angegriffen wurde. Ich habe einmal in der Nacht eine Jazz-Sendung von Radio Moskau gehört. Das war nicht schlecht und ich habe meine Zweifel, ob sie da wirklich einen Russen auf dem Saxophon aufgenommen haben oder ob das nicht vielleicht doch irgendwie getürkt war. Also es ist auf jeden Fall darüber nachzudenken, warum in totalitären Staaten diese Musik jedenfalls in der Vergangenheit immer Aufsehen erregt hat oder Ärger hat oder gar verboten wurde.

Was wir eingangs spielten, war eine Komposition von Kurt Weill – das Stück heißt „Speak low“. Man kann darin natürlich auch eine politische Metapher sehen – so denke ich jedenfalls. Weill musste emigrieren, er war Jude. Als einer von wenigen, die nach Amerika ausgewandert sind, hat er das große Glück gehabt, dass er dort ein Musical schreiben konnte, das aufgeführt wurde. Und dass er hie und da Schlager komponieren konnte wie eben diesen „Speak low“ oder auch den „September Song“. Aber Sie kennen von Kurt Weill natürlich alle „Mack the knife“ aus der Dreigroschenoper. Mit ihm habe ich natürlich mit Absicht diesen Abend eröffnet.



Der nächste Titel heißt „Israel“ und ist von John Carisi komponiert und ich denke, dass der Titel auch vom Thema her zu der Veranstaltung passt. Das Ganze ist in der 12-taktigen Bluesform, die ja einen großen Stellenwert im Jazz hat.

Allmählich wurden die Kollegen, die mit mir zusammen spielten, eingezogen und es kam der Tag, wo ich im Kyffhäuser Hotel alleine mit dem Akkordeon stand und das Spiel auch aufgab. Ich wurde dann später, als ich mit einem Freund zusammen in die Straßenbahn stieg, plötzlich angeleuchtet. Sie müssen sich vorstellen, da war Verdunklung. Das hieß, es gab überhaupt kein Licht, also nicht einmal Notbeleuchtung. Wenn Sie in Frankfurt an der Hauptwache waren, konnte es durchaus sein, dass Sie mit jemandem zusammenstießen, dass da jemand war oder dass da jemand kam. Oder wenn man auf die Straßenbahn wartete, dann hatte man leicht Tuchfühlung. Dann kam die Bahn. Sie hatte als einziges Licht eine große Lampe vorne, aber die war abgeklebt und da gab es einen schmalen Streifen, sechs bis acht Zentimeter oder zehn lang, wo ein bisschen Licht rausfiel. Das war eher dienlich dafür, dass sie gesehen wurde als dass der Wagenführer

selbst etwas sehen konnte. So war das also. Da leuchtete jemand mir und meinem Freund plötzlich ins Gesicht und der sagte, „Ach, der Herr Mangelsdorff und der Herr Schleicher, aha!“ Der kannte uns schon. Es war eben dieser Gestapo-Beamte, und er sagte, „Sie werden bald von mir hören.“

So war es dann auch. Ich kriegte wieder eine Vorladung zur Gestapo und als ich da war, da gab es wieder ein paar verdeckte Fragen nach dem Club, den wir hätten. Es war aber eine Bagatellsache und ich spürte auch, dem kam es gar nicht so drauf an. Er stand dann auf und sagte: „Komm mal mit“ und dann gingen wir in dem Gestapo-Gebäude einen Flur lang, er ging in ein Zimmer. „Wart mal hier.“ Er kam wieder heraus mit einem großen Schlüsselbund – wie im Film so ein rostiger Schlüsselbund mit alten Schlüsseln. Ich war natürlich so gescheit zu sehen, dass ich jetzt eingesperrt werden sollte und protestierte: „Was soll das? Ich hab doch nichts gemacht. Ich werde jetzt sowieso 18 Jahre alt.“ „Ja, du hast versucht, den Schleicher vom Wehrtüchtigungslager abzuhalten.“ Wehrtüchtigungslager – da musste man sechs Wochen hin. Ich war zum Beispiel in einem Wehrtüchtigungslager im Hintertaunus. Das war im Winter 1942/1943 und es lag Schnee. Ich bekam dann auch eine Halsentzündung und lag in der Lazarettstube. Wir wurden enorm getriezt und militärisch gebimst. Nachdem ich mit meinem Freund Schleicher dem Gestapobeamten an der Hauptwache begegnet war, sind wir zu Schleichers Mutter nach Hause gegangen. Sie war am Bügeln und da zeigte er mir, dass er eine Einberufung fürs Wehrtüchtigungslager hatte. Ich sagte, „versuche irgendwie, dass du nicht hinmusst“ oder „der Teddy ist einen Tag später gefahren und da haben sie ihn weggeschickt, weil kein Bett mehr frei ist. Versuch vielleicht das wenigstens, aber mach irgendwas. Es ist schlimm da, du wirst da enorm getriezt.“ Daraufhin ist seine Mutter auf seine Einladung zur Gestapo hingegangen und hat das dort preisgegeben, damit ihr Sohn vielleicht besser aus der Affäre findet. Das war also jetzt der Grund. Deshalb wurde ich zur Gestapo bestellt. Ich wurde über Nacht im Keller eingesperrt. Am

nächsten Nachmittag wurde ich dann mit einem erwachsenen Mann mit der grünen Minna, wie man das Polizeiauto in Frankfurt nennt, ins Untersuchungsgefängnis gebracht und verblieb da zwanzig Tage. Es war so ungefähr am 1. April und am 20. April wurde ich entlassen und musste noch einmal bei der Gestapo vorbei und erfuhr dann, dass ich entlassen worden bin, weil der Führer heute Geburtstag hat. Dann riet man mir, dass ich die Ohren steif halten soll. Ich hatte noch einen Studiausweis von der Hochschule, weil ich zurückgestellt war, und darin der Stempel, der wurde zerrissen und man hat mich dann gehen lassen. Es wurde dafür gesorgt, dass ich ganz kurz danach, es waren höchstens 14 Tage, in den Arbeitsdienst eingezogen wurde.

Aber etwas haben sie nicht erfahren: Und zwar haben wir zu dritt – ich habe Ihnen ja die Verdunklung geschildert – am Frankfurter Bahnhof, auch der war völlig finster und dunkel, herausgefunden, dass, wenn man im Wagen einer Straßenbahn eine Birne rausdreht, der ganze Wagen dunkel ist. Da war ja der Strom ringgeschaltet und wenn eine Birne ausfiel, war auch der Stromkreis unterbrochen und die Schaffnerin konnte kein Geld mehr kassieren. Dann hatten wir eine bessere Idee: Links gab es Riemen, mit denen an den Endstationen der Stromabnehmerbügel umgelegt werden konnte. Den haben wir runtergezogen und ihn am Griff festgemacht. Da der Wagen ja sowieso verdunkelt war, fiel das gar nicht weiter auf. Und wenn der Wagenführer losfahren wollte, dann kam nichts, der Wagen blieb stehen und wir hatten unse- ren Spaß daran. Wir haben so einmal einen Stau verursacht vom Frankfurter Hauptbahnhof bis zur Hauptwache. Wir sind nämlich auf der Gegenfahrbahn mit einer anderen Straßenbahn links auf dem Trittbrett stehend mitgefahren und konnten sehen, wie viele Bahnen da standen. Die heutige Berliner Straße stand voller Straßenbahnen.

Warum haben wir das gemacht? Wir wussten, dass die Frauen, die abends um sechs Uhr in den Munitionsfabriken Schichtwechsel hatten, dann nicht mehr in der Lage waren, die Munition her-



zustellen, die man im Krieg braucht, um die Menschen umzubringen. Wir waren ganz sicher und überzeugt, das Richtige zu tun. Ich habe mich deswegen nie als Widerstandskämpfer generiert, aber ich finde, dass ich richtig gehandelt habe. Die Frage taucht ja immer wieder auf: „Warum habt ihr nichts unternommen, warum hat die Generation damals nichts gemacht?“ Wir haben versucht, ein bisschen was zu machen und ich glaube, dass es richtig war. Die Weltgeschichte ist heute in einer Situation, in einer Form, die uns einiges befürchten lässt. Wenn es wieder passieren sollte, dann müsste es viele Menschen geben, die anpacken und irgendetwas unternehmen, damit möglichst viele heil aus der Misere wieder herausfinden.

Eingangs wurde kurz erwähnt, dass die Nazis ganz allgemein die Kultur nach ihrem Geschmack umkrepeln wollten, aber eigentlich nur kulturschädliche Dinge gemacht haben. Hier haben wir ein Schild. Es war ein Werbeplakat für die Ausstellung „Entartete Musik“, die nach der Ausstellung „Entartete Kunst“ 1935 stattgefunden hat.

Abgebildet ist ein Mensch, dem man einen Affenkopf aufgesetzt, einen Judenstern angeklebt und das Instrument umgehängt hat, das die Nazis nun gar nicht leiden konnten: nämlich das Saxophon. Diese Ausstellung fand statt. Das Bild stammt aus einem Buch des Amerikaners Mike Zwerin. Das Vorwort ist denkbar kurz. Es heißt nämlich schlicht und einfach: „Der saxophonspielende Affe auf dem Umschlag dieses Buches ist ein Freund von mir. Vielleicht bin ich es sogar selbst.“

Sie haben vielleicht schon bemerkt, dass ich mit den Stücken, die ich ausgesucht habe, doch versucht habe, sie in Beziehung zu dem, was wir gesagt haben, zu setzen und so haben wir Stücke von Kurt Weill gespielt und spielen jetzt ein Stück, das Charlie Parker komponiert hat. Denn in Amerika hat man Ende des Krieges schon eine Art Revolution im Jazz vollzogen. Es kam nämlich der sogenannte Bebop auf. Charlie Parker und Dizzy Gillespie waren diejenigen, die besonders dazu beigetragen haben, dass dieser – wie ich finde revolutionäre – Stil plötzlich den ganzen Jazz auf den Kopf gestellt hat. Bekannte, berühmte Musiker wie Roy Eldridge oder Benny Goodman waren über Nacht fast

ein bisschen altmodisch, weil diese jungen schwarzen Musiker plötzlich einen neuen Stil kreiert haben, der sich vor allen Dingen durch eine fantastische Beherrschung des Instrumentes ausgezeichnet hat. Also wir spielen jetzt ein solches Stück, das Charlie Parker etwa um die Zeit Ende des Zweiten Weltkrieges 1944 oder 1945 komponiert hat.

Gleich spielen wir noch eine Zugabe. Und zwar spielen wir bei dieser Gelegenheit immer ein Stück, das auch auf die Wurzeln des Jazz zurückgeht, nämlich einen Slow Blues. Beim langsamen Blues kann man sich mit seiner eigenen Personality besser ausdrücken. Das passiert immer so, dass wir ins kalte Wasser springen, denn wir wissen ja vorher gar nicht, was wir machen. Und ich habe in meinem Leben gelernt, dass eigentlich die Musikalität der Jazz-Musiker zumindest in einer Beziehung, was die rhythmische Auffassung, was die rhythmischen Möglichkeiten einer Musik betrifft, vielen anderen Ausübenden von anderer Musik überlegen sind. Darauf bin ich auch ziemlich stolz. Aber das ist etwas, was die Jazz-Musiker können.

Titelabfolge

Sweet Georgia Bright (Charles Lloyd)

Prelude to a Kiss (Duke Ellington)

Au Privave (Charlie Parker)

Confirmation (Charlie Parker)

Stolen Moments (Oliver Nelson)

Israel (John Carisi)



AUSSTELLUNG

VERBRANNTÉ BÜCHER – VON DEN NAZIS VERFEMTE SCHRIFTSTELLER

VOM 26. JANUAR BIS 24. FEBRAUR 2017
IM FOYER DES ABGEORNETENHAUSES



BEGRÜSSUNG

LANDTAGSPRÄSIDENT HENDRIK HERING

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
sehr verehrte Frau Rosh,

ich begrüße Sie herzlich zur Eröffnung der Ausstellung „Verbrannte Bücher“ im Foyer des Abgeordnetenhauses. Besonders freut es mich, dass Frau Rosh heute aus Berlin zu uns gekommen ist und heute und morgen zu uns sprechen wird.

Ich freue mich auch, dass Ministerpräsidentin Malu Dreyer bei uns ist und gleich ein Grußwort an uns richten wird. Ich begrüße die zahlreichen Abgeordneten, die heute hier sind, namentlich die Fraktionsvorsitzenden Alexander Schweitzer, Julia Klöckner sowie den Minister für Wissenschaft, Kultur und Weiterbildung Prof. Dr. Konrad Wolf.



Meine Damen und Herren, die Sprache bestimmt das Denken und das Denken bestimmt das Handeln. In seinen Veranstaltungen zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus rückt der Landtag jedes Jahr eine andere Opfergruppe in das Zentrum seiner Erinnerung und seines Gedenkens. In diesem Jahr wollen wir besonders an die verfolgten Kunst- und Kulturschaffenden erinnern. Denn der Landtag ist mit seinem Interims-Plenarsaal am Gedenktag ja erstmals im Landesmuseum zu Gast. Es besitzt Werke, die die Nazis vor 80 Jahren unter dem Schmähbegriff „entartete Kunst“ aus den Sammlungen beschlagnahmt haben.

Letzte Woche haben wir mit verfolgter Musik begonnen: In einem bewegenden Gesprächskonzert hat uns der Jazz-Saxophonist Emil Mangelsdorff von der Verfolgung der Swing-Jugend berichtet. Heute wenden wir uns mit dieser Ausstellung den Bücherverbrennungen zu. Mit ihrer „Aktion wider den undeutschen Geist“ unternahmen die Nazis den Versuch, die ihnen verhasste Literatur und Kunst in Deutschland aus dem Gedächtnis der Menschen zu streichen. Denn zuallererst haben die Nazis die Sprache in ihre Gewalt gebracht.

Man muss es sich einmal vorstellen – die Nazis waren kaum 100 Tage an der Macht – und schon wurde begeistert von einer euphorisierten Menge öffentlich auf den Scheiterhaufen geworfen, was Literatur und Wissenschaft an Großartigem hervorgebracht hatten. Diese Ausstellung nennt die Namen und die Schicksale.

Vielerorts kam es zu öffentlichen Verbrennungen von Büchern, so auch in Edenkoben, Bad Kreuznach, Kaiserslautern, Landau, Neustadt, Speyer, Worms und auch hier in Mainz. Es bleibt eine beschämende, ja beklemmende Einsicht, dass die NS-Propaganda bis weit in die Bildungselite hinein auf fruchtbaren Boden fiel. So war es die deutsche Studentenschaft und die Hitlerjugend, die die Bücher aus Bibliotheken und Buchhandlungen zu den Verbrennungsplätzen karre. Viele Studierende und Professoren folgten begeistert dem Ruf, für den sogenannten „Aufbruch in eine neue Zeit“ zuerst einmal gegen alles zu sein, was angeblich „undeutsch“ war – besonders gegen jüdische Intellektuelle.

Meine Damen und Herren, es ist eine einfache Wahrheit: Die Sprache bestimmt das Denken und das Denken bestimmt das Handeln. Wenn die Bücher von Anna Seghers, Carl Zuckmayer und Joseph Breitbach in Flammen aufgingen, um nur einige aus unserem Raum zu nennen, dann sollten die freiheitlichen Gedanken dieser Autorinnen und Autoren schlichtweg nicht mehr existieren.

An ihre Stelle trat eine pervertierte NS-Sprache, die die Hirne vernebelte, die aus böse gut machte, die Massenmord „Endlösung“ nannte, und die die Menschen schließlich mit bellenden Befehlen auf Krieg und Gehorsam drillte. Die Verrohung der Sprache, das Herabsetzen der politischen Gegner, das Entmenschlichen der späteren Opfer durch manipulierte Worte ging den Verbrechen voraus.

Bleiben wir also wachsam und hören wir genau hin, was heute passiert. Wenn wir uns auf der Straße umhören, wenn wir Kommen-

tare in den sozialen Medien lesen, dann müssen wir feststellen: Da beginnt sich etwas zu wiederholen. Die heutige Demokratie in Rheinland-Pfalz und in der Bundesrepublik hat uns bis heute gut 70 Jahre lang getragen. Sie hat uns ein Leben in Freiheit und friedlichem Miteinander ermöglicht. Lassen wir uns nichts anderes einreden. Unsere Demokratie hat noch nie Schande über ein Land gebracht.

Wenn Menschen jetzt aber öffentlich beleidigt und bedroht werden, wenn Journalisten als Lügenpresse beschimpft werden, müssen wir einschreiten. Wir brauchen eine freie Presse. Lügen müssen Lügen genannt werden können und nicht „alternative Fakten“. Passen wir also auf, dass die Manipulation durch Sprache nicht weiter um sich greift, bevor unsere Demokratie von noch mehr rechtsextremen oder rechtsradikalen Gewaltverbrechen bedroht wird!

Sehr verehrte Frau Rosh, die Wanderausstellung, die Sie zu uns nach Mainz gebracht haben, ist daher aktueller denn je. Sie setzen sich Zeit Ihres Lebens ein gegen das Verstummen der Opfer der NS-Diktatur und geben ihnen Ihre Stimme. Dass sich in Deutschland eine Kultur des Gedenkens und Erinnerns einstellen konnte, die heute untrennbarer Teil unseres demokratischen Staates ist, ist auch Ihr Verdienst. Dafür sind wir Ihnen sehr dankbar.

17 Jahre haben Sie mit Ihrem Förderverein gekämpft, bis in Berlin 2005 das große Stelenfeld als „Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ eröffnet werden konnte. Es ist wesentlich Ihrer Hartnäckigkeit zu verdanken, dass das Projekt tatsächlich verwirklicht wurde. Dabei wurden Sie von vielen unterstützt, auch vom jetzt verstorbenen Bundespräsidenten Herzog. Für Ihre Arbeit wurden Sie mit der Carl-von Ossietzky-Medaille, dem Geschwister-Scholl-Preis und dem Heinz-Galinsky-Preis ausgezeichnet.

Liebe Frau Rosh, ich habe großen Respekt vor Ihrem Lebenswerk und freue mich, dass Sie nachher in die Ausstellung einführen.



GRUSSWORT

MINISTERPRÄSIDENTIN MALU DREYER

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen des Landtags, liebe Mitglieder der Landesregierung, sehr geehrte Frau Rosh, meine sehr geehrten Damen und Herren,

für die freundliche Begrüßung danke ich Ihnen sehr herzlich. Mit der Ausstellung „Verbrannte Bücher“ erinnern wir an bedeutende Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die in der NS-Zeit verboten, verhaftet, ins Exil und oft auch in den Tod getrieben wurden.

Indem diese Wanderausstellung gezeigt wird und wir an dieses Ereignis erinnern, widerlegen wir das Kalkül der damaligen Machthaber und ihrer Gesinnungsgenossen. Denn sie wollten mit den Büchern auch die darin enthaltenen Gedanken und ihre Verfasser zum Verschwinden bringen.

Wenn der Landtag in diesem Jahr den Blick besonders auf verfolgte Künstlerinnen und Künstler richtet, so ist das vielleicht kein Zufall. Denn unser Parlament tagt ja während der Sanierung des Deutschhauses in der Steinhalle des Landesmuseums. Das ist eine hervorragende Verbindung zwischen Politik und Kultur!

Damit rückt aber auch die Erinnerung an eine ganz andere Verbindung nahe: Zu den bedeutenden Stücken der Sammlung unseres Landesmuseums gehören nämlich Werke von Künstlern, die den Nazis als „entartet“ galten – etwa die „Große Kniende“ von Wilhelm Lehbruck oder das Gemälde „Vor dem Kostümfest“ von Max Beckmann.

Stellvertretend für die Künstlerinnen und Künstler aus Mainz, die aufgrund ihrer jüdischen Herkunft ihre Stellung verloren, möchte ich an den Komponisten Hans Gál erinnern, den Direktor des Mainzer Konservatoriums. Er floh nach seiner Amtsenthebung 1933 nach England.

Ich bin sehr dankbar und als Ministerpräsidentin auch stolz, wie viele Menschen sich in Rheinland-Pfalz dafür einsetzen, dass die Erinnerungen an die Opfer des Nationalsozialismus lebendig bleiben. Das Veranstaltungsheft hat mich aufs Neue beeindruckt und ich weiß, dass es darüber hinaus noch viele weitere Initiativen gibt. Allen, die sich hier engagieren, möchte ich herzlich danken.

Meine sehr geehrten Herren und Damen, die Bücherverbrennung vor 74 Jahren – der Landtagspräsident hat sie gerade eindrücklich beschrieben – zeigt auf bedrückende Weise, wie schnell eine Gesellschaft kippen kann, wenn Menschenverachtung und Intoleranz salonfähig werden.

Joseph Roth, dessen Bücher an jenem Abend in Berlin ebenfalls in Flammen aufgingen, hatte schon Monate zuvor prophezeit: „Sie werden unsere Bücher verbrennen und uns damit meinen.“ Uns, das hieß: Intellektuelle und Juden. Wir wissen, wie grausam

recht Joseph Roth mit seiner Aussage behalten sollte. Dass Bücher brannten, war erst der Anfang der barbarischen Gewalt im Namen der nationalsozialistischen Rasse-Ideologie.

Als die Rote Armee am 27. Januar 1945 das Konzentrationslager Auschwitz befreite, bot sich ihnen ein Bild nie gekannter Inhumanität. Die Aufnahmen von ausgemergelten Überlebenden, die Berge von Haaren, Brillen und Schuhen stehen in unserem nationalen Gedächtnis für den Zivilisationsbruch der Verbrechen seitens der Nationalsozialisten.

Wir, die Nachgeborenen, noch dazu die Nachgeborenen der Täterseite, können uns nicht anmaßen, das Leid der Opfer zu verstehen. Niemand zeugt für die Zeugen. Aber wir müssen erinnern. In der Erinnerung müssen wir den Nummern ihre Namen und damit den Opfern ihre Würde zurückgeben. Wir müssen bereit sein, die Geschichten der Überlebenden zu hören; wir müssen bereit sein, ihrem Schmerz, ihrer bleibenden Verwundung, ihrer Trauer über die Verlorenen Raum zu geben. Das sind wir ihnen schuldig. Diese Verpflichtung bleibt, auch wenn der letzte Zeitzeuge verstummt ist.

Und diese Verpflichtung gilt für alle, die in Deutschland leben, auch für diejenigen, die nach 1945 oder jüngst hierhergekommen sind. Denn die Geschichte unseres Landes können wir nicht abstreifen. Ebenso wenig wie unsere Familiengeschichte. Wer zu uns kommt, der teilt auch die deutsche Geschichte.

Indem wir erinnern, blicken wir aber nicht nur zurück. Die menschenverachtende systematische Entrechtung und Ermordung von Millionen von Menschen durch eine deutsche Partei und Regierung verpflichtet uns auch, daraus Lehren für unser Handeln und für unsere Demokratie zu ziehen.

Unsere Demokratie ist stark, gewiss, sie ist wehrhaft – aber sie ist nicht selbstverständlich.



Wir müssen sehr sensibel sein für ihre aktuellen Gefährdungen. Wir müssen wachsam bleiben. Wir, die wir Freiheit und Vielfalt schätzen. Wir, die wir ein weltoffenes und tolerantes Deutschland und Europa auch in Zukunft wollen. Dieses Wahljahr wird eine Bewährungsprobe dafür sein! Dabei werden wir mit aller Kraft jedem Versuch entgegentreten, Menschen in unserem Lande verächtlich zu machen. Unser Grundgesetz verspricht, die Würde eines jeden Menschen zu achten und zu schützen. Würde kennt aber keine Unterscheidung nach Herkunft, Religion, Alter oder Geschlecht! Wir werden gegen Antisemitismus, Rassismus und Rechtsextremismus mit aller Entschiedenheit kämpfen, ganz gleich, in welchem Gewand sie daherkommen.

Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur NPD verstehe ich als Ansporn, die Feinde der Demokratie weiter mit aller Entschiedenheit zu bekämpfen. Die Saat des Hasses darf in unserem Land nie wieder aufgehen! Das sage ich mit allem Nachdruck. Denn wir erleben in diesen Tagen leider, wie schmal der Grat zwischen Rechtspopulismus und Rechtsextremismus ist.

Vielleicht haben wir uns an die Freiheit der offenen Gesellschaft auch schon zu sehr gewöhnt, sodass wir verlernt haben, uns für sie zu begeistern. Vielleicht müssen wir diese Begeisterung wieder neu entdecken, dafür neu Phantasie entwickeln. Dazu haben wir in diesem Jahr besondere Gelegenheiten: Rheinland-Pfalz lädt 2017 zum Fest der Deutschen Einheit nach Mainz ein und wir feiern unseren 70. Geburtstag.

Meine sehr geehrten Herren und Damen, wer die Menschenwürde zum Ausgangspunkt der Verfassung macht, darf auch zu internationalen Konflikten nicht schweigen. In vielen Ländern sind Meinungs- und Pressefreiheit bis heute gefährdet oder sie werden massiv missachtet.

Mich bewegt das Schicksal der türkischen Journalistin Asli Erdogan, die über Folter, Gewalt gegen Frauen und staatliche Repressionen gegen Kurden geschrieben hat – und dafür monatelang im Gefängnis saß. Sie wurde jüngst unter Auflagen entlassen, aber steht derzeit vor Gericht. Mich bewegt das Schicksal des jungen saudi-arabischen Bloggers Raid Badawi, der auf seinem Online-Forum angeblich den Islam beleidigt hat, weil er Kritisches zum Verhältnis von Religion und Staat in seinem Land geschrieben hat. Dafür wurde er zu 10 Jahren Gefängnis und 1.000 Peitschenhieben verurteilt. Asli Erdogan und Raif Badawi stehen für die vielen, die für das freie Wort ihre Freiheit und ihr Leben riskieren.

Für eine humane und friedliche Zukunft die Erinnerung an die Schoa wachzuhalten – das hat sich der Gast unseres Abends, Lea Rosh, in beeindruckender Weise zur Lebensaufgabe gemacht. Liebe Frau Rosh, ich habe großen Respekt vor Ihrem Lebenswerk und freue mich, dass Sie jetzt und morgen im Landtag zu uns sprechen werden.



EINFÜHRUNG*

LEA ROSH
JOURNALISTIN, PUBLIZISTIN UND VORSITZENDE
DES FÖRDERKREISES DENKMAL FÜR DIE
ERMORDETEN JUDEN EUROPAS E. V., BERLIN

Verehrte Frau Ministerpräsidentin, liebe Frau Dreyer,
sehr geehrter Herr Landtagspräsident,

ich bedanke mich für den freundlichen, herzlichen, warmen Empfang, den ich hier haben durfte, und ich muss Ihnen sagen, es ist mir eine ganz große Freude, dass unsere Ausstellung „Verbrannte Bücher“ hier gezeigt werden kann. Wir haben diese Ausstellung 2012 konzipiert. Es ist die dritte Ausstellung dieser Art. Unsere erste Ausstellung widmete sich verfemten Komponisten. Ich habe mich damals gefragt, warum die Musik dieser Komponisten nicht mehr gespielt wird. Es ist ganz selten, dass man einen Franz Schreker in einem Konzertprogramm hört, und dann freut man

sich, aber es ist nicht das Übliche. Also haben wir gegenüber des Denkmals Räume angemietet und eine Ausstellung mit den Portraits und den Texten der Komponisten auf den Stelen gezeigt und einmal im Monat hatten wir ein Konzert mit der Musik dieser Komponisten. Danach widmeten wir uns den Schauspielerinnen und Schauspielern, auch alle verfeimt, ins Exil getrieben, ermordet. Wir zeigten Portraits von der Crème de la Crème der deutschen Sprache.

Die Ausstellung, in der wir heute stehen, ist unsere dritte Ausstellung und sie handelt von verfolgten Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Sie ist durch viele Schulen gegangen und war in vielen Rathäusern zu sehen. Im Landtag – das ist hier eine Premiere und darüber freue ich mich sehr. Als wir die Ausstellung 2012 eröffneten, ein Jahr vor den ganzen Feiern zur Bücherverbrennung, da zeigten wir sie in Berlin in der Adenauer-Stiftung, im Willy-Brandt-Haus, im Auswärtigen Amt, in der Heinrich-Böll-Stiftung und der Rosa-Luxemburg-Stiftung Baden-Württemberg. Es war ein Riesenerfolg. Danach im Seebad Prora auf Rügen und im Abgeordnetenhaus von Berlin. Anschließend ging die Ausstellung weiter und weiter und sie war so ein Erfolg, dass wir dachten, wir müssen das weiter verarbeiten, denn die Ausstellung ist ja von uns weg. Ich freue mich, dass ich alles jetzt hier wiedersehen kann. Diese Bilder von den Autoren und ihren Schicksalen, sie sind mir so vertraut.

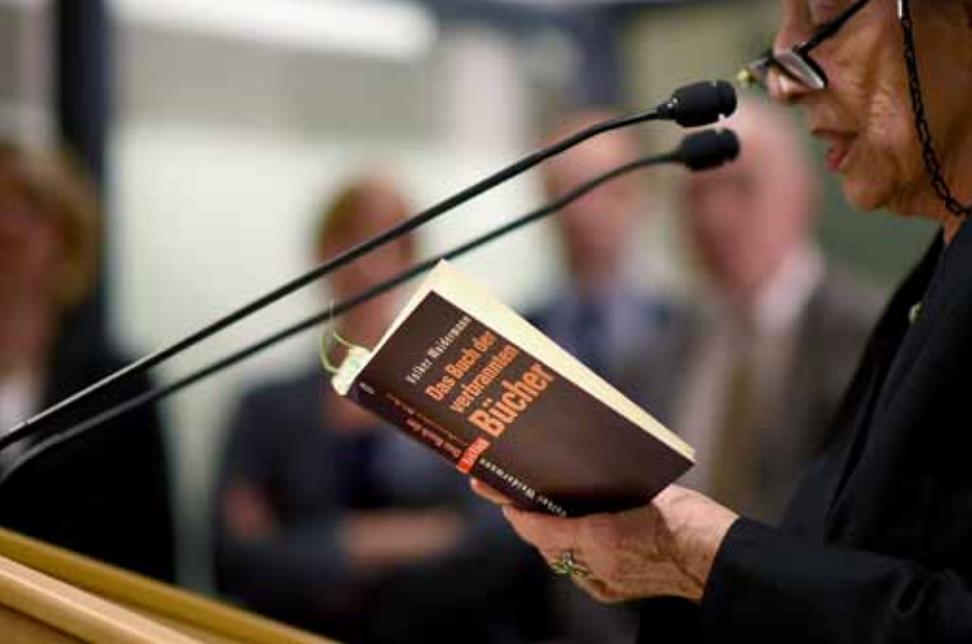
Wir haben auch die Vortrags- und Lesereihe „Weltweites Exil“ entwickelt, denn die Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die Dichterinnen und Dichter, waren weltweit im Exil. Das Auswärtige Amt unterstützt zehn, zwölf Lesungen pro Jahr. Angefangen haben wir mit England, danach Amerika und dann Frankreich. Die Eröffnung fand immer in der Botschaft des jeweiligen Landes statt. Für die Eröffnung in der russischen Botschaft hatte ich bereits die Zusage des Botschafters Grinin. Diese Eröffnung musste ich absagen. Ich schrieb ihm einen Brief, „Ihr bombardiert Aleppo und Ihr mordet damit die Menschen. Und dann kann ich nicht über den Exilort

Moskau reden, wenn Ihr dieses veranlasst.“ Diesen Brief hat er nicht beantwortet.

Wir werden in der Schweizer Botschaft sein. Sie wissen, damals hieß es überall „Das Boot ist voll“ – aber es gab auch Gegenbeispiele. Anschließend sind wir in den nordischen Ländern, zum Beispiel in der schwedischen Botschaft, dann ist Dänemark dran. Dann geht es um Stefan Zweig, der sich in Brasilien das Leben genommen hat. Außerdem berichten wir über Shanghai. Wir haben eine sehr gute Reihe. Die Ausstellung wandert und ist weg von uns, aber wir machen in Berlin das weiter, was wir mit der Ausstellung bezwecken wollten.

Wir müssen den jungen Leuten die Schriftstellerinnen und Schriftsteller näherbringen, vor allen Dingen ihre Werke. Die jungen Leute müssen sie kennenlernen. Deswegen machen wir diese sehr gut besuchte Lesereihe. Die Wanderausstellung fängt thematisch in Berlin an, denn es war damals die Idee einer organisierten Studentenschaft in Berlin, die Bücherverbrennung zu organisieren. Es gab keinen Protest in der Studentenschaft, es gab auch keinen Protest bei den Lehrern. Einige Wenige wankten ein bisschen. Sie sagten, dass sie für den Bestand ihrer Universitätsbibliotheken „undeutsche Bücher“ zu Forschungszwecken in der Bibliothek behalten wollten, aber die Sache war klar.

Der elsässische Autor René Schickele, der auf der Liste jenes Abends noch gar nicht stand und dessen Bücher später erst verbrannt wurden, schrieb, als er im Exil war: „Wenn es Goebbels gelingt, unsere Namen von den deutschen Tafeln zu löschen, sind wir tot, Gespenster in der Diaspora, in der wasserarmen Provinz. Schon die nächste Generation wird nichts mehr von uns wissen.“ Es war Goebbels Ziel und es war das Ziel all derjenigen, die in der Nacht die Bücher in die Flammen warfen. Deswegen sagen wir, Goebbels hat es nicht geschafft und er wird es auch nicht schaffen. Wir machen das, wir haben unser Publikum, und die jungen Leute kommen.



Wir machen in unseren Lesungen immer Bücherstände und ich rede und rede, ich bin eine gute Buchverkäuferin. Ich mache dann so viel Reklame und sage, „Ihr seid hier und nun müsst Ihr's aber nicht nur kaufen.“ Manchmal kauft man und hat keine Zeit zu lesen und dann liegt und stapelt sich das – also bitte: auch lesen!

Das war 2012. Die Tafeltexte, die Sie hier sehen, sind von Volker Weidermann. Das heißt, er hat geschrieben, ich habe ein bisschen lektoriert. Er hat „Das Buch der verbrannten Bücher“ geschrieben, in dem 131 Autorinnen und Autoren vorkommen. 131! Es waren 37 fremdsprachige, aber 94 deutschsprachige Autorinnen und Autoren. Man muss sich klar machen, das sind alles Einzelschicksale. Wir veranstalteten Lesungen bei uns im Pavillon am Denkmal. Jeden Monat eine, wie damals die Konzerte – nun auch Lesungen. Anna Seghers war eine der ersten Autorinnen und Autoren, die wir präsentierten. Joachim Ringelnatz, Ernst Toller – ein schreckliches Schicksal. Ernst Toller erhängte sich in New York im Hotelzimmer. Am nächsten Tag wäre er nach London ins Exil gegangen, wo alles vorbereitet war, und wir wissen, in London hätte er überlebt. Genau wie Stefan Zweig, der

sich in Brasilien umgebracht hat. Stefan Zweig hatte keine finanziellen Sorgen. Er war ein reicher Mann, später ein wohlhabender, aber er hat es seelisch einfach nicht geschafft, mit dem fertig zu werden, was sich in Deutschland – in seinem Deutschland – getan hat. Wir haben einen Abend über Claire und Yvan Goll gemacht. Es sind die allerallerschönsten Liebesgedichte, die Sie sich vorstellen können. Kaufen Sie sich so einen kleinen Gedichtband von Claire und Yvan Goll. Lesen Sie vor allen Dingen die Gedichte von Yvan Goll.

Erich Maria Remarque – es gibt ein wunderbares Buch mit Marlene Dietrich zusammen. Die beiden waren ein Liebespaar und es gibt einen Briefwechsel. Klaus Mann, Joseph Roth, über den ich nachher noch etwas sage, Stefan Zweig, Kurt Tucholsky, Lion Feuchtwanger. Sie alle kamen bei uns in unseren Lesungen vor.

Was ist aus diesen ganzen Autoren, von denen wir für diese Ausstellung zwanzig ausgesucht haben, geworden? Sie haben ihr Publikum verloren, ihre Basis, die Heimat. Nicht ihre Sprache, aber sie konnten im Ausland nicht mehr in ihrer Sprache schreiben. Ich könnte nicht in Englisch schreiben, nicht in Französisch usw. Was das bedeutete! Sie haben ihre Heimat verloren, ihre Freunde, ihre Umwelt, ihre Gesundheit – viele ihr Leben. „Exil,“ hat einer einmal gesagt, „Auswandern, das ist wie Sterben.“ Und das war ja noch ein gnädiges Schicksal, wenn sie irgendwo Exil gefunden haben.

Das Ziel dieser Ausstellung ist, die Autoren und ihre Werke der Vergessenheit zu entreißen. Das alles verdanken wir Jürgen Serke. Der frühere Stern-Reporter Jürgen Serke hat dieses Thema der Redaktionskonferenz vorgeschlagen: Die verbrannten Dichter. Alle sagten: „Das will doch jetzt in Deutschland keiner mehr hören.“ Er ließ aber nicht locker. In einer Sitzung mit Henri Nannen trug er es wieder vor und Nannen sagte: „Moment mal, erzählen Sie das nochmal.“ Dann hat Jürgen Serke ihm von diesen Leuten noch einmal erzählt. Nannen sagte dann: „Sie können Geld aus-



geben, soviel wie Sie wollen, fahren Sie durch die Welt, holen Sie alle zurück, die noch am Leben sind und über die anderen berichten Sie.“ Dieses Buch, liebe verehrte Frau Dreyer, möchte ich Ihnen geben. Es gibt überhaupt nur noch zwei davon. Eins, das ich habe, und dieses, das ich Ihnen gebe. Wenn Sie es irgendwo noch antiquarisch sehen sollten oder es sich bestellen können, zum Beispiel übers Internet, dann machen Sie es. Es ist ein wunderbares Buch. Ich will zwei Leute daraus zitieren: Zum einen Armin T. Wegner. Armin T. Wegner war ein wunderbarer Dichter. Versuchen Sie, eines seiner frühen Werke zu bekommen, denn er hat Folgendes gemacht: Er hat an Adolf Hitler 1933 einen offenen Brief geschrieben. Er schrieb:

„Herr Reichskanzler, in Ihrer Bekanntgabe vom 29. März des Jahres hat die Staatsregierung die Acht über die Geschäftshäuser aller jüdischen Bürger verhängt.“

Dann fährt er fort, schildert Hitler scheinbar ganz naiv und unschuldig die Lage der jüdischen Bevölkerung in Deutschland, erklärt ruhig und fest, warum Deutschland die Juden braucht und warum die Juden und die Deutschen in ihrem Schicksal sich so

ähnlich sind. Warum die Juden Deutschland so ganz besonders lieben. Er verweist auf ihre Leistungen für Deutschland. Zitat:

„Gerechtigkeit war stets eine Zierde der Völker und wenn Deutschland groß wurde in der Welt, so haben auch die Juden daran mitgewirkt.“

Dieser Brief ist stilistisch, menschlich und rhetorisch ein wirkliches Meisterwerk – er fuhr dann fort:

„Es geht nicht um das Schicksal unserer jüdischen Brüder allein, es geht um das Schicksal Deutschlands. Im Namen des Volkes, für das zu sprechen ich nicht weniger das Recht habe als die Pflicht wie jeder, der aus seinem Blut hervorging, also ein Deutscher, dem die Gabe der Rede nicht geschenkt wurde, um sich durch Schweigen zum Mitschuldigen zu machen, wenn sein Herz sich vor Entrüstung zusammenzieht, wende ich mich an Sie: Gebieten Sie diesem Treiben Einhalt.“

Dies schrieb er 1933 an Adolf Hitler.



Martin Bormann schrieb zurück:

„Das beigefügte für den Führer bestimmte Schreiben wird diesem, sobald sich eine Gelegenheit findet, vorgelegt werden. Mit deutschem Gruß.“

Das war am 8. Mai 1933. Was folgte daraus? Er war nicht naiv, aber er wurde verhaftet, in den Folterkellern der Nazis ausgepeitscht und hörte auf zu schreiben. Er emigrierte 1936 und ließ sich im italienischen Positano nieder. Aber er schrieb nicht mehr. Seine Frau stand jeden Tag an seinem Schreibtisch, sah einen Stapel Papier vor sich und warf eines Tages einen Blick auf die geheimen Blätter – sie waren alle leer. Später sagte Wegner einmal:

„Vergeblich suchte ich ein Werk nach dem andern zu schreiben ohne ein einziges beenden zu können. Ich tröstete mich damit, dass man mir bei meiner Geißelung in einem düsteren Keller unter der Erde mit Peitschenhieben für immer den Mund geschlossen hatte.“

Sie quälten ihn so mit dieser Auspeitschung, dass er nicht mehr schrieb und nicht mehr schreiben konnte. Aber Jürgen Serke kam. Jürgen Serke spürte ihn in Positano auf und traf ihn an. Ich muss Ihnen vorlesen, was Weidemann dazu schreibt: „Als der Stern-Reporter Jürgen Serke auf seiner Suche nach noch lebenden verbrannten Dichtern – es war Mitte der 70er-Jahre – Wegner aufstöberte, traf er einen Mann mit der Last einer unaufschließbaren Einsamkeit, dessen Welt ein kleines Arbeitszimmer war, eine Kajüte vollgepackt mit Erinnerungen, mit Büchern, Zettelkästen und Fotos.“ Auf den Bildern aus dieser Zeit sieht man einen unendlich traurigen, schmalen Mann mit dunklen Augen und einem langen Spazierstock in der Hand. Er erzählte und erzählte bis ihm die Stimme vor Anstrengung versagte. Als er am nächsten Morgen den Reporter und seinen Fotografen wieder sah, umarmte er sie und sagte:

„Ich war der einsamste Mensch. Ich habe noch so viel zu sagen, bleibt doch. Warum seid ihr nicht früher gekommen?“

Er hat dann versucht zu schreiben, es ging nicht mehr. Ein Jahr später starb er.

Eine andere Autorin, über die ich kurz reden will, ist Irmgard Keun. Irmgard Keun hatte schon Weltbestseller geschrieben. Einer war „Das kunstseidene Mädchen“, das zum Theaterstück wurde, oder „Gilgi – eine von uns“. Aber Irmgard Keun hat sich von den Nazis überhaupt nicht klein machen lassen. Auch ihre Bücher brannten. Von den gehassten Frauen im neuen Land war sie die meist gehasste – aber zunächst blieb sie. Am 29. Oktober 1935 meldete sie beim Landgericht Berlin Schadensersatzansprüche an.

„Die Geheime Staatspolizei hat im Juli 1933 die gesamten Bestände meiner Bücher beschlagnahmt. Ein Gerichtsurteil, das diese Beschlagnahme rechtfertigt, ist bislang nicht erfolgt und auch nicht angestrebt worden.“

Was für ein schöner Wahnsinn, was für ein Mut so etwas zu machen. Sie wurde verhaftet, über ihre Verbindungen zu Freunden verhört und wieder verhört. Sie hat nichts gesagt. Ihr Vater hat sie später für 200.000 Mark aus dem Knast rausgeholt. Danach emigrierte sie, kam wieder zurück nach Deutschland und hat bei ihren Eltern dann die letzten fünf Kriegsjahre versteckt überlebt – das muss man sich mal vorstellen.

Ich muss Ihnen noch eine Sache von Irmgard Keun vorlesen. Im Universitätsverlag wurde Irmgard Keun 1934 von einem Mann in SS-Uniform belehrt, dass ihr neuer Roman geändert werden müsse. Der Mann begrüßte sie mit „Heil Hitler“. Die Keun reagierte ganz einfach: „Bei mir nicht. Guten Tag heißt das bei mir oder grüßen Sie gar nicht“. Der SS-Mann, von dem sie wusste, dass er NS-Literatur fabrizierte, kritisierte: „Sie sind zu negativ.“ Irmgard Keun fuhr ihm in die Parade: „Und Sie können das überhaupt nicht beurteilen, Sie können ja überhaupt nicht schreiben. Ob ich ein guter oder schlechter Schriftsteller bin, das wird sich zeigen. Aber ich bin einer – oder eine. Sie sind wie Blunck, nicht gut und nicht schlecht, Sie sind einfach zum Kotzen.“ Also, sie machte sich bei den Herren nicht gerade beliebt.

Irmgard Keun traf dann den Mann ihres Lebens, nach dem sie sich sehnte. Dieser Mann war Joseph Roth, der mit Stefan Zweig sehr, sehr eng befreundet war. Stefan Zweig war ein wohlhabender Mann, er war großzügig und hat Roth immer wieder unterstützt. Roth sagte, es ist keine Rede davon, dass man noch in Deutschland erscheinen kann und fügte hinzu:

„Was ich Ihnen, Stefan Zweig, schon geschrieben habe, ist wahr. Unsere Bücher sind im Dritten Reich unmöglich. Nicht einmal inserieren wird man uns. Die Buchhändler werden uns ablehnen, die SA-Sturmtruppen werden die Schaufenster einschlagen.“

Stefan Zweig versuchte immer wieder, Mut zu schöpfen und



sich Mut zu machen. In Brasilien verließ ihn der ganze Mut. Roth wusste, dass es keine Rettung mehr gab auf dieser Welt, nicht für ihn, nicht für seine Bücher, nicht in der Zeit, die er noch erleben würde. Er trank sich langsam aus dem Leben. Zwei Jahre lang war er mit Irmgard Keun liiert. Sie waren ein Liebespaar, sie haben beide getrunken – Irmgard Keun hat auch viel getrunken – aber Joseph Roth hat sich zu Tode getrunken. Er starb 1939 in einem Pariser Armenspital – das muss man sich mal vorstellen, ein Mann, der so begabt war und so herrliche Sachen geschrieben hat.

Lesen Sie, was wir Ihnen hier über die Schriftstellerinnen und Schriftsteller erzählen, kaufen Sie die Bücher und lesen Sie sie. Diese Wanderausstellung will Ihnen das nahebringen.

René Schickele hat gesagt „Goebbels wird uns vernichten.“ Er hat es nicht geschafft. Das hat er nicht erreicht. So eine Ausstellung und Sie alle helfen dabei, dafür danke ich Ihnen. Es ist mir eine ganz große Ehre, dass ich heute hier sein darf und morgen am Gedenktag vor dem Parlament reden darf. Vielen Dank!

** Einführung gehalten am 26. Januar 2017 im Foyer des Abgeordnetenhauses. Die Vortragsform ist beibehalten.*

In der Schriftenreihe des Landtags sind bisher erschienen:

Heft 1

Sondersitzung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 2

Privatisierung und parlamentarische Rechte
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 3

„Eure Freiheit ist unsere Freiheit, und unsere Freiheit ist die Eure“
1848 – eine europäische Revolution?
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 4

Parlamentsreform
Bericht der Enquete-Kommission des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 5

Sozialpolitik auf dem Prüfstand
Vortrags- und Diskussionsveranstaltung
aus Anlaß der Tage der Forschung 1998
Mainz 1998 (vergriffen)

Heft 6

Zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus
Dokumentation der Veranstaltung am 27. Januar 1999
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 7

Kirche und Staat. Partner am Wendepunkt?
Podiumsdiskussion
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 8

Gedenkveranstaltung
zum 60. Jahrestag des Beginns des Zweiten Weltkrieges
Mainz 1999 (vergriffen)

Heft 9

Verfassungsreform
Der Weg zur neuen Landesverfassung vom 18. Mai 2000
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 10

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus am 27. Januar 2000
Kinder und Jugendliche im Holocaust
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 11

Parteienfinanzierung im internationalen Vergleich
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 12

Volk oder Parteien – wer ist der Souverän?
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz
am 20. Juni 2000
Mainz 2000 (vergriffen)

Heft 13

Politik mit der Bibel?
Diskussionsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 14. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 14

Länderverfassungen im Bundesstaat
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 19. Dezember 2000
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 15

Haushaltsreform und parlamentarisches
Budgetrecht in Rheinland-Pfalz
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 16

Leidensstätten der Opfer des Nationalsozialismus in Mainz
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 17

Was kann, was darf der Mensch?
Symposium zu aktuellen Fragen der Bioethik
Mainz 2001 (vergriffen)

Heft 18

Verfassungsentwicklung in Europa nach Nizza:
Die Rolle der Regionen
Internationale Tagung in Trier am 7. und 8. Dezember 2001
Mainz 2002 (vergriffen)

Heft 19

Russlanddeutsche im Strafvollzug
Anhörung der Strafvollzugskommission des Landtags Rheinland-Pfalz
am 29. Oktober 2002
Mainz 2002 (vergriffen)

Heft 20

Wider das Vergessen – Für die Demokratie
Abgeordnete des Landtags im Dialog mit Schülerinnen und Schülern
aus Anlaß des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2003
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 21

Streitfall Pflege
Lösungsansätze und Perspektiven in Rheinland-Pfalz
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 1. April 2003
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 22

Mit den Augen des Anderen
Die jüdisch-arabische Verständigungsinitiative Givat Haviva
Ausstellung und Podiumsdiskussion
im Landtag Rheinland-Pfalz
am 3. Dezember 2003
Mainz 2003 (vergriffen)

Heft 23

„Einzig hoffe ich noch auf Buonaparte, der ein großer Mann ist!“
Napoleons und Dalbergs Mainzer Treffen im September 1804
Vortragsveranstaltung am 22. September 2004
Mainz 2004 (vergriffen)

Heft 24

Nahe am großen Krieg – Rheinpreußen und die Pfalz 1914
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 29. September 2004
Mainz 2004 (vergriffen)

Heft 25

Nur freie Menschen haben ein Vaterland
Georg Forster und die Mainzer Republik
Vortragsveranstaltung
Mainz 2004

Heft 26

Der 27. Januar – Zerfall – Wendepunkt – Hoffnung
Gedenksitzung des Landtags Rheinland-Pfalz aus Anlass
des Gedenktags für die Opfer des Nationalsozialismus
am 27. Januar 2005
Mainz 2005

Heft 27

20. Schüler-Landtag Rheinland-Pfalz 2004
Dokumentation
Mainz 2005

Heft 28

Stand und Perspektiven des Leistungsauftrags Rheinland-Pfalz
Workshop zur politischen Steuerung durch Zielvorgaben im Haushalt
im Landtag Rheinland-Pfalz am 16. Februar 2005
Mainz 2005 (vergriffen)

Heft 29

Friedrich Schillers politischer Blick
Eine Veranstaltung in der Reihe „Literatur im Landtag“
im Landtag Rheinland-Pfalz am 4. Oktober 2005
Mainz 2006 (vergriffen)

Heft 30

Christoph Grimm Reden 1991–2006
Eine Auswahl aus der Amtszeit des rheinland-pfälzischen
Landtagspräsidenten
Mainz 2006

Heft 31

Die Präsidenten des Landtags 1946–2006
Biographische Skizzen aus sechs Jahrzehnten
rheinland-pfälzischer Parlamentsgeschichte
Mainz 2006

Heft 32

Die „Schaffung eines rhein-pfälzischen Landes“
und seine demokratische Entwicklung
Eine Veranstaltung des Landtags und der
Landesregierung Rheinland-Pfalz zur Landesgründung
am 30. August 2006 im Plenarsaal des Landtags in Mainz
Mainz 2007

Heft 33

60 Jahre Parlament in Rheinland-Pfalz
Festveranstaltung aus Anlass des 60. Jahrestages
der Konstituierung der Beratenden Landesversammlung
am 22. November 2006 im Stadttheater Koblenz
Mainz 2007

Heft 34

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2007
Plenarsitzung, Vorträge und Ausstellung
im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 35

„Packt an! Habt Zuversicht!“
Über die Entstehung des Landes Rheinland-Pfalz
und seinen Beitrag zur Gründung der
Bundesrepublik Deutschland
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 36

„Was bedeutet uns Hambach heute?“
Podiumsdiskussion am 24. Mai 2007 und Präsentation
des Sonderpostwertzeichens „175 Jahre Hambacher Fest“
am 2. Mai 2007 im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2007 (vergriffen)

Heft 37

„(...) den sittlich, religiösen, vaterländischen
Geist der Nation zu heben (...)“
Die Reformen des Freiherrn vom Stein
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
am 13. September 2007
Mainz 2007

Heft 38

„700 Jahre Wahl Balduins von Luxemburg zum Erzbischof von Trier“
Eine Veranstaltung des Landtags Rheinland-Pfalz
am 7. Dezember 2007 im Kurfürstlichen Palais in Trier
Mainz 2008

Heft 39

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus 2008
Plenarsitzung, Ausstellung und Lesung mit Musik
im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2008

Heft 40

60 Jahre Israel –
zwischen Existenzrecht und Existenzbedrohung
Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz am 5. Mai 2008
Mainz 2008

Heft 41

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus 2009
Plenarsitzung im Pflanzklinikum Klingenmünster,
Ausstellung und Vortragsveranstaltung im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2009

Heft 42

60 Jahre Grundgesetz:
Fundament geglückter Demokratie
Festakt am 18. Mai 2009 im Landtag
aus Anlass der Zustimmung des Landtags Rheinland-Pfalz
zum Grundgesetz am 18. Mai 1949
Mainz 2009

Heft 43

Auswanderung nach Amerika
Vortragsveranstaltungen zur Auswanderung aus Gebieten des
heutigen Rheinland-Pfalz nach Brasilien am 10. Juli 2009
und zur Auswanderung in die USA am
15. September 2009 im Landtag
Mainz 2009

Heft 44

Die Folgen des Klimawandels für Rheinland-Pfalz
Aus der Arbeit der Enquete-Kommission „Klimawandel“ des Landtags
Mainz 2010

Heft 45

„Wir sind das Volk!“
Freiheit, Einheit und Europa vom Hambacher Fest bis heute
Podiumsdiskussion am 6. Oktober 2009
im Plenarsaal des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 2010

Heft 46

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus 2010
Plenarsitzung und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz,
Vortragsveranstaltung in Mainz
Mainz 2010

Heft 47

„Dass diese Entscheidung sich auswirken möge zum Wohl von Volk und Land“
60 Jahre Hauptstadtdeschluss des Landtags
Eine Veranstaltung des Landtags Rheinland-Pfalz,
der Landesregierung und der Landeshauptstadt Mainz
am 17. Mai 2010 im Plenarsaal des Landtags
Mainz 2010

Heft 48

Auf einem guten Weg!
20 Jahre Deutsche Einheit – Rheinland-Pfalz
Podiumsdiskussion im Landtag Rheinland-Pfalz am 15. September 2010
Mainz 2011

Heft 49

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus 2011
Plenarsitzung in der Synagoge der Jüdischen Gemeinde Mainz
Ausstellungen im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2011

Heft 50

Volksentscheide, Demokratie und Rechtsstaat
Das rheinland-pfälzische Reformprojekt
„Mehr Bürgerbeteiligung wagen“
im Lichte schweizerischer und deutscher Erfahrungen
Diskussionsveranstaltung in der Reihe „Partner im Dialog“
am 14. Juni 2011 im Plenarsaal des Landtags Rheinland-Pfalz
Mainz 2011

Heft 51

Anfänge der modernen Demokratie in Mainz –
Das „Deutschhaus“ als Erinnerungsort
Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz am 9. August 2011
zum Abschluss der Reihe „Verborgene – Verlorene – Wiederentdeckte.“
Erinnerungsorte in Mainz von der Antike bis zum 20. Jahrhundert“
Mainz 2011

Heft 52

„Kreuz – Rad – Löwe“
Vortragsveranstaltungen anlässlich der Autorentage des Projektes
„Handbuch der Geschichte von Rheinland-Pfalz“
am 24. April 2009 und am 17. September 2010
Mainz 2012

Heft 53

„Landauf – Landab“
Fünf Abgeordnete und 200 Jahre Demokratie- und Parlamentsgeschichte
Mainz 2012

Heft 54

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens
an die Opfer des Nationalsozialismus 2012
Plenarsitzung und Ausstellung im Landtag Rheinland-Pfalz
Konzert in der Kirche St. Bonifaz in Mainz
Mainz 2012

Heft 55

Die Mainzer Republik 1792/93
Französischer Revolutionsexport und deutscher Demokratieversuch
Schriften von Franz Dumont, bearbeitet von Stefan Dumont und Ferdinand Scherf
Mainz 2013

Heft 56

„Ein neues demokratisches Deutschland
als lebendiges Glied der Völkergemeinschaft zu formen ...“
Feierstunde aus Anlass der Annahme der Verfassung für Rheinland-Pfalz
vor 65 Jahren am 18. Mai 2012 im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2013

Heft 57

180 Jahre Hambacher Fest
Gemeinsame Feierstunde von Landtag und Landesregierung Rheinland-Pfalz
am 25. Mai 2012 auf dem Hambacher Schloss
Mainz 2013

Heft 58

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2013
Plenarsitzung in der Gedenkstätte KZ Osthofen,
Ausstellungen und Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2013

Heft 59

Veranstaltungen zum 220. Jahrestag
der Ausrufung der Mainzer Republik am 18. März 2013
Platzumbenennung, Festveranstaltung,
Ausstellung und Vortrag im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2014

Heft 60

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2014
Plenarsitzung und Ausstellungen im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2014

Heft 61

Aufgeklärte Frauen, die Mainzer Republik und die Liebe zur Freiheit
Aufaktveranstaltung zum „Tag der Archive“
unter dem Motto „Frauen – Männer – Macht“
am 6. März 2014 im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2014

Heft 62

70 Jahre Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944
und der zivile Widerstand im Rhein-Main-Gebiet
Vortragsabend am 22. Juli 2014 im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2015

Heft 63

Sterbebegleitung
Orientierungsdebatte im Landtag Rheinland-Pfalz
Aus den Beratungen des Plenums und der Ausschüsse
am 19. März, 29. Mai und 23. Juli 2015
Mainz 2015

Heft 64

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2015
Plenarsitzung und Ausstellungen
im Landtag Rheinland-Pfalz
Mainz 2015

Heft 65

Das Mainzer Deutschhaus und sein Erbauer
Neues zur Geschichte des Landtagsgebäudes
Veranstaltungen zum Thema im Landtag Rheinland-Pfalz
in den Jahren 2014/2015
Mainz 2016

Heft 66

Veranstaltungen zum Tag des Gedenkens an die Opfer
des Nationalsozialismus 2016
Plenarsitzung in der Rheinhessen-Fachklinik Alzey,
Ausstellungen im Landtag Rheinland-Pfalz
und der Gedenkstätte KZ Osthofen
Mainz 2017

Heft 67

70 Jahre Parlament in Rheinland-Pfalz
Festveranstaltung am 22. November 2016
im Stadttheater Koblenz
Mainz 2017